

Ausgabe 2/2019



Lebendige Vielfalt im Westerzgebirge

Naturverträgliche Beweidung

Roulade oder Tofu?
Naturnahe Gärten im Winter
Hecken in der Landschaft
Kreuzotter





Mittlerweile mehren sich die Untersuchungen und die Ergebnisse zu den Auswirkungen der naturnahen Beweidung in den unterschiedlichsten Lebensräumen. Eine aktuelle Zusammenstellung dazu bildet den Mittelpunkt dieses Buches, in dem die gemachten Erfahrungen umfassend aufbereitet und weitergegeben werden. Es ist damit ein sehr hilfreicher und gut verständlicher Leitfaden für das Betreiben und die Neueinrichtung von Weideprojekten entstanden. Dabei wird enger Bezug zu den Lebensraumtypen und den Tier- und Pflanzenarten der FFH-Richtlinie und zu den Vogelarten der Vogelschutzrichtlinie genommen. Zudem gibt es Ausführungen zur Rolle der Beweidung bei der Entstehung der Kulturlandschaften, zur Rolle des Dungs unbehandelter Weidetiere für die Insektenfauna und zur Rolle von Graslandschaften als CO₂-Senken. Außerdem werden Vorschläge unterbreitet, wie Weideprojekte durch bessere Förderung im Rahmen der EU-Agrarpolitik unterstützt werden könnten. Geradezu berauschend ist auch die eindrucksvolle Bebilderung des Bandes. Ein Standardwerk für alle, die an der Beweidung interessiert sind.

Arbeitsgemeinschaft Biologischer Umweltschutz im Landkreis Soest e.V. (ABU) (Hrsg) (2019): Naturnahe Beweidung und NATURA 2000, 411 Seiten
Zu beziehen über die ABU: (Email: abu@abu-naturschutz.de) für 19,18 €



Die Kuh ist eigentlich ein genialer Graser mit der wunderbaren Fähigkeit, Gras und Heu in von uns so geschätzte und begehrte Dinge wie Milch und Fleisch zu verwandeln. Aber diese Fähigkeit kommt in der modernen Milch- und Fleischproduktion immer mehr ins Hintertreffen. Ihr eigentliches Futter, Gras und Heu, ersetzt man so weit es geht durch Kraftfutter. Eine aus Sicht des Pansens eigentlich widernatürliche Ernährungsweise, mit der man die Kuh „zur Sau“, zum Allesfresser macht. Und dann klebt man ihr noch das Etikett des Klimakillers auf und wirft dabei alle Haltungs- und Fütterungsformen unisono in einen Topf, vom hochgezüchteten Milch- oder Fleischrind in den Ställen der Agrarindustrie bis zum genügsamen Landschaftspflegerind. Dass die Kuh, wie alle Wiederkäuer, bei nachhaltiger Weidehaltung zur Humusbildung im Boden und damit zur CO₂-Bindung beiträgt, fällt da schon gerne mal unter den Tisch. Anita Idel nimmt uns mit auf eine umfassende Reise durch die makabre Welt von Kuh und Co. in der heutigen Landwirtschaft. Wer sich nicht gerne von Pauschalurteilen „ernährt“ und lieber genauer hinter die Kulissen blickt, dem sei dieses Buch wärmstens ans Herz gelegt.

Anita Idel (2019): Die Kuh ist kein Klima-Killer! Wie die Agrar-Industrie die Erde verwüstet und was wir dagegen tun können. Metropolis-Verlag, 210 Seiten, 18,00 €



Angesichts der unwirtlichen Lebensbedingungen für unsere Vögel in weiten Teilen unserer Landschaft werden Stadt und Dorf und insbesondere auch unsere Gärten immer wichtiger für unsere Vogelwelt. Neben den dringend notwendigen Veränderungen in der Landbewirtschaftung wird auch die naturnähere Gestaltung von Haus und Garten und selbst die Vogelfütterung immer mehr zur Existenzfrage für viele Vogelarten. Wer sich mit diesem Thema näher beschäftigen und vielleicht auch aktiv werden will, für den ist dieses neue Buch von Anita und Norbert Schäffer eine wahre Fundgrube. Auf neuestem Kenntnisstand wird uns vermittelt, welche Arten sich dort einfinden und was wir tun können, um ihre Lebensbedingungen zu verbessern. Es finden sich Artporträts und Beobachtungstipps und sogar Bastel- und Spielanleitungen für Kinder. Das Buch macht deutlich, welche Freude die Unterstützung und die Beobachtung der Vogelwelt im Garten für die ganze Familie machen kann. Ein sehr zu empfehlendes Buch zu einem äußerst günstigen Preis.

Anita Schäffer, Norbert Schäffer (2019): Gartenvögel rund ums Jahr. Beobachten, Füttern, Ansiedeln. AULA-Verlag, 300 Seiten, 14,95 €

Inhalt

Titelthema

- 4 Naturnahe Beweidung
- 8 Schottisches Hochlandrind, Erzgebirgsziege, Rhönschaf
- 10 Von Menschen und Tieren
- 11 Roulade oder Tofu? - Eine Diskussion unter Kollegen
- 15 Vom (Ver)schwinden der Arten - Beweidung als Rettungsanker?

Aus unserer Arbeit

- 17 Hecken als Landschaftselemente
- 18 Die Kreuzotter
- 22 Naturnahe Gärten im Winter
- 23 Quiz: Vögel an der Winterfütterung

Allgemeines

- 2 Literaturhinweise
- 3 Editorial, Impressum
- 19 Der Maulwurf - Tier des Jahres 2020
- 20 Die Turteltaube - Vogel des Jahres 2020
- 21 Vogelsterben durch Insektizide

Diese Zeitschrift wurde über ELER gefördert. Zuständig für die Durchführung der ELER-Förderung im Freistaat Sachsen ist das Staatsministerium für Umwelt und Landwirtschaft (SMUL), Referat Förderstrategie, ELER-Verwaltungsbehörde.



„Mir scheint, als sei das tiefgehendste Merkmal der menschlichen Schwäche unsere Unfähigkeit, mit den Tieren zu kommunizieren.“
Claude Levi-Strauss (1908-2009)



Beweidung in Stützengrün, Foto: Matthias Scheffler

Liebe Leserinnen und Leser,

Sie halten hier die zweite Ausgabe der Zeitschrift „Lebendige Vielfalt im Westerzgebirge“ in den Händen und wir können Ihnen gleich zu Beginn eine erfreuliche Mitteilung machen: Es ist uns mit großer Wahrscheinlichkeit gelungen, für das Erscheinen der Zeitschrift im Rahmen eines LEADER-Projektes finanzielle Unterstützung zu bekommen. Somit hat sich das Fragezeichen bezüglich der Fortführung der Zeitschrift, das wir bei der ersten Ausgabe noch setzen mussten, relativ schnell in Wohlgefallen aufgelöst. Daher können wir zumindest bis 2022 jährlich zwei Ausgaben im Umfang von 24 Seiten ankündigen, die sich in ähnlicher Form wie das aktuelle Heft mit den unterschiedlichsten Beiträgen zur Natur und Landschaft des Westerzgebirges beschäftigen werden. Das Titelthema des ersten Heftes spielte sich im Wald ab. Wir hatten es dem Rothirsch vorbehalten, einer sehr beeindruckenden Tierart, die aufgrund der ihm aufgezungenen Lebensweise Schlagzeilen als Waldschädling macht und trauriger Weise in die Mühlen zwischen Forstwirtschaft, Jagd und Naturschutz geraten ist. In dieser Ausgabe wagen wir uns ins Offenland und beschäftigen uns mit naturverträglicher Beweidung. Diese interessante und sehr zweckmäßige Form der Landnutzung spielt eine zunehmende Rolle im Naturschutz, auch in unserer Region. Wir wollen darstellen, warum das so ist, welche Vorteile das hat und wie es sich in der Pflanzen- und Tierwelt und dem Bild unserer Landschaft bemerkbar macht. Zunehmend mehr Menschen fragen sich, ob man Tiere, die bei der Beweidung logischerweise die Hauptrolle spielen, noch essen sollte. Im Beitrag „Roulade oder Tofu?“ nehmen wir das Thema auf und stellen dar, wie wir das sehen. Der Rückgang unserer Tierwelt macht uns zunehmend Sorgen. Naturnahe Beweidung ist eine Möglichkeit, dem entgegenzuwirken und dies möchten wir deutlich machen.

Auch die Hecken in unserer Landschaft nehmen wir ins Visier. Wir erläutern, welche Rolle diese wertvollen Le-

bensräume für die Tier- und Pflanzenwelt haben und zeigen auf, wie wir versuchen, diese unersetzlichen Lebensadern in der Landschaft zu erhalten und zu entwickeln und welche Fördermöglichkeiten es dazu gibt. Vielleicht haben Sie ja schon lange vor, den Tieren über die schwere Winterzeit zu helfen. Wie Sie das im eigenen Garten auf einfache Art und Weise machen können, auch dazu finden Sie viele Hinweise, zum Beispiel zur Vogelfütterung. Die wird für unsere Vogelwelt immer wichtiger und bietet zudem ausgezeichnete Möglichkeiten zur Naturbeobachtung für die ganze Familie. Wie gut es dabei mit Ihrer Artenkenntnis steht, können Sie mit unserem kleinen Quiz testen.

Wir legen Ihnen dieses Heft als kleines Präsent auf den hoffentlich einigermaßen überschaubaren Gabentisch in der Hoffnung, Sie finden vielleicht sogar während der Feiertage ein wenig Zeit und Muße zur Lektüre. Wir wünschen eine geruhssame Weihnachtszeit und viel Freude und Gesundheit im kommenden Jahr. Bleiben Sie uns gewogen und vergessen Sie unsere gefiederten Freunde nicht.

Dr. Luise Eichhorn, Karolin Prott/ Matthias Scheffler
Landschaftspflegeverband Westerzgebirge e.V./
NABU Aue-Schwarzenberg e.V.

„Nur was der Mensch kennt, lernt er lieben.
Nur was er liebt, verteidigt er.“
Konrad Lorenz (1903-1989)

Impressum

„Lebendige Vielfalt im Westerzgebirge“ erscheint in loser Folge

Herausgeber
Landschaftspflegeverband Westerzgebirge e.V.
Dorfstraße 48
08289 Schneeberg OT Lindenau
Tel. 03772 24879 / Fax 03772 395581
lpv_westerzgebirge@t-online.de
www.lpvwesterzgebirge.de
www.natur-im-erzgebirge.de

NABU Aue-Schwarzenberg e.V.
Türkstraße 8
08321 Zschorlau
Tel. 03771 458167
scheffler_matthias@t-online.de
www.naturherberge.de

Redaktion
Dr. Luise Eichhorn, Karolin Prott, Matthias Scheffler

Titelbild/ Bilder Rückseite
Extensive Beweidung in Stützengrün, Foto: Matthias Scheffler
Hermann Krauß (historische Fotos), Matthias Scheffler

Herstellung
Druckerei Rockstroh, Aue

Auflage
2.000

Redaktionsschluss
15.12.2019

Alle in der Zeitschrift enthaltenen Beiträge sowie Abbildungen sind urheberrechtlich geschützt. Jede Veröffentlichung bedarf der Zustimmung der Herausgeber.

Naturverträgliche Beweidung

Eine Chance für die biologische Vielfalt



Mutterkuhhaltung auf dem Steinberg bei Zschorlau, Fotos: Matthias Scheffler

Ein Wort vorab

Auf der Suche nach sinnvollen Wegen zum Erhalt der biologischen Vielfalt kommt der naturverträglichen Beweidung auch in unserer Region eine immer größere Bedeutung zu. Warum das so ist, das möchten wir im vorliegenden Beitrag zeigen. Aber die Beweidung in der freien Landschaft macht nur einen verschwindend geringen Teil der Landnutzung aus und kann nicht separat von der Tierhaltung und der Landwirtschaft allgemein gesehen werden. Dem möchten wir Rechnung tragen und gehen deshalb in diesem Beitrag auch auf Dinge ein, die über die Beweidung im strengen Sinne etwas hinausgehen.

Aktuell sind wir drauf und dran, aufgrund der immer intensiveren Wirtschaftsweisen in der Landwirtschaft unsere Kulturlandschaft mit ihrer angestammten und angepassten Tier- und Pflanzenwelt schwer zu beschädigen, wenn man in weiten Teilen der Agrarlandschaften überhaupt noch von „Kulturlandschaft“ sprechen kann. Und unsere Art der Tierhaltung und der Tierfütterung ist überwiegend eine Katastrophe. Daran gibt es eigentlich keinerlei Zweifel. Das kann nicht so bleiben und steht im engen Zusammenhang mit unserer Art der Ernährung. Unsere Landschaft, insbesondere das Offenland, ist das Produkt der Landwirtschaft und wird beträchtlich von der Nutztierhaltung bestimmt, zum einen durch direkte Beweidung von Flächen, zum anderen – und das ist auch heute noch der wesentliche Teil – durch Anbau des Futters für die Tiere im Stall. Das alles ist historisch gewachsen und wurde zu verschiedenen Zeiten sehr unterschiedlich gehandhabt. Ohne diesen geschichtlichen Hintergrund lässt sich die Gegenwart nicht erklären und nicht verstehen und deshalb möchten wir mit einer kleinen Zeitreise beginnen.

„Beweidung“ früher

Wie sah eigentlich unsere Landschaft ganz früher aus? Es wird immer gerne davon ausgegangen, dass Mitteleuropa – und das Erzgebirge erst recht – vor der Besiedlung ein riesiger, dunk-

ler Urwald war. Baum an Baum also, ehe sich der Mensch endlich der Sache annahm und Schritt für Schritt dieses „schwarze Elend“, im Erzgebirge Miriquidi genannt, in diese „strahlende“ Kulturlandschaft von heute verwandelte, die aber zunehmend an Strahlkraft verliert und in weiten Teilen schon monoton und einförmig geworden ist. Zur Begründung dieser Waldland-Theorie zieht man gerne die sogenannte potenzielle natürliche Vegetation heran, bei der man aus den standörtlichen Bedingungen dann hervorzaubert, was an einem bestimmten Ort für Bäume herumgestanden haben müssten, als wir Menschen noch nicht unser Unwesen trieben. Dabei ließ man lange Zeit den möglichen Einfluss der Tierwelt beiseite. Dies hat sich in den letzten Jahrzehnten verändert und vieles spricht mittlerweile dafür, dass die früheren Urwälder durch die damals noch vorkommenden großen Weidetiere wie Auerochse, Wisent und Rothirsch in Aussehen und Struktur stark beeinflusst waren, es also eher keinen geschlossenen Wald gab, sondern dieser durchsetzt war mit von diesen Pflanzenfressern geschaffenen parkähnlichen Bereichen, eine Wald-Weide-Wechsel Landschaft also. Die gesamte Landschaft wurde im gewissen Sinne beweidet und das hatte eine ungeheure Vielfalt und einen unglaublichen Reichtum an unterschiedlichen Lebensräumen sowie Pflanzen- und Tierarten zur Folge. Es ist zu vermuten, dass das im Erzgebirge nicht anders war. Genauer weiß man nicht. Die wenigen in Deutschland noch erhaltenen Hutewälder vermitteln vielleicht noch am ehesten ein Bild von solchen Landschaften. Bei uns gibt es sie leider nicht mehr. Jeder Quadratmeter unserer Gegend wurde durch uns Menschen „verwandelt“, maßgeblich getrieben durch den Bergbau und die damit verbundene hohe Siedlungsdichte.

Bei der Besiedlung unseres Gebirges um 1100 hatten die ersten Siedler natürlich Nutzvieh im Schlepptau, ihr wertvollstes Gut sozusagen. Schon damals spielten die Rinder die Hauptrolle, die Nachfahren des ausgerotteten Auerochsen, der die frühere „Urlandschaft“ mit geprägt hatte. Wiesen, Weiden und Äcker entstanden als Nahrungsgrundlage für das Vieh und haben eine sehr wechselvolle Geschichte hinter sich. Damals gehörten die Tiere regelrecht zur Familie, wohnten mit im Haus und waren durch die Milch und das Fleisch die Basis für die menschliche Ernährung. Es versuchte jeder, so viele Tiere wie möglich zu halten und so diente über lange Zeiträume hin eigentlich fast die gesamte Landschaft dem Vieh als Weidefläche, zumindest für



eine gewisse Zeit im Jahr. Sogar der Wald wurde beweidet, heute unvorstellbar und regelrecht verpönt. Die Brachefelder wurden beweidet, die Wiesen nachbeweidet, selbst die Getreidefelder, die Grasgärten und die Wegränder wurden zu bestimmten Zeiten mit einbezogen. Das Vieh war präsent in der Landschaft und prägte deren Bild und die Vorkommen der dort lebenden Pflanzen und Tiere. Das ging über viele Jahrhunderte so bis zum Verbot der Waldweide in der Mitte des 19. Jahrhunderts, die zusammen mit der Einführung der verbesserten Dreifelderwirtschaft zur fast ganzjährigen Verbannung des Viehs in die Ställe führte. Nur noch zur Nachweide und als Zugtiere tauchte es in



Foto: Hermann Krauß, Deutsche Fotothek

der Landschaft auf. Weiden im eigentlichen Sinne gab es jetzt nicht mehr, das Viehfutter wurde auf den Wiesen und Äckern gewonnen, die Landschaft war klar aufgeteilt in Wiese, Acker, Wald und Siedlung und es begann die Blütezeit der Bergwiesen, deren eher spärliche Reste man heute gerne als das Nonplusultra unserer Naturschätze ansieht. Manche behaupten, diese Zeit gegen Ende des 19. Jahrhunderts wäre die artenreichste in der Geschichte unserer Landschaft gewesen. Aber: Genauer weiß man wieder nicht.

Diese Zeit währte allerdings nur kurz. Schlappe 100 Jahre später sah man in Folge der Entstehung von LPGs wieder vermehrt Vieh in der Landschaft grasen. Und das ist im gewissen Grade bis heute auch so geblieben. Aber die Wende war nochmals eine einschneidende Zäsur. In den letzten drei Jahrzehnten haben sich die Landwirtschaft und damit die Landschaft erneut stark verändert, so schnell wie nie zuvor.

„Beweidung“ heute

Es hat sich mittlerweile eine sehr große Vielfalt an landwirtschaftlichen Betrieben in der Region herausgebildet mit unterschiedlichen Formen der Tierhaltung, von der ganzjährigen Stallhaltung bis zur ganzjährigen Freilandhaltung. Der Strukturwandel in der Landwirtschaft geht natürlich auch am Erzgebirge nicht vorbei. Viele ältere Landwirte schließen ihre „Pforten“, weil sie keine Nachfolger haben. Die Flächen werden oftmals von größeren Betrieben übernommen. Damit gehen nicht nur viele kleinere Strukturen in der Landschaft verloren sondern auch die Vielfalt der Betriebe, der Nutztierassen, der Haltungsformen usw. – und das alles bleibt nicht ohne Folgen für die Tier- und Pflanzenwelt der Feldflur.

Nicht unerwähnt bleiben soll die unmittelbare Wendezeit selbst, weil sie ein interessantes Licht darauf wirft, wie schnell Pflanzen und Tiere auf starke Veränderungen in der landwirtschaftlichen Nutzung reagieren, im positiven und im negativen Sinne. Jedenfalls schien zumindest ein Teil der Tierwelt – wie viele Menschen auch – zu Wendezeiten zu glauben, der Jüngste Tag sei



Brachestreifen heute

gekommen und das Paradies über sie hereingebrochen. Die Naturschützer trauten ihren Augen kaum, als viele Feldvögel – wie beispielsweise das Rebhuhn – wie Phönix aus der Asche wieder auftauchten und sich vermehrten wie die Karnickel. Die Ursache waren die vielen nach der Auflösung der LPGs aus der Nutzung gefallen Flächen, die urplötzlich brach lagen und wieder Lebens- und Nahrungsmöglichkeiten boten. Nun, die Ernüchterung folgte auf den Fuß und beispielsweise für das Rebhuhn war es im Grunde wie ein letztes Aufbäumen vor dem finalen Aus. Die Bestände anderer Arten gingen schnell wieder zurück. Das alles war nun wiederum einer simplen Tatsache geschuldet: Sämtliche Flächen wurden sehr zügig wieder in Nutzung genommen. Und folgerichtig war der faule Zauber ebenso schnell vorbei wie er gekommen war.

Heute, nach drei Jahrzehnten, kann man die landwirtschaftliche Nutzung in weiten Teilen des Erzgebirges, besonders in den unteren und mittleren Lagen, als überwiegend intensiv bezeichnen. Milchwirtschaft und Ackerbau spielen dabei eine wesentliche Rolle. Wobei man fairerweise betonen muss, dass wir im Erzgebirge auf hohem Niveau jammern, wenn man die Landwirtschaft hier mit der in manch anderer Region vergleicht. „Tierfabriken“ sind uns bisher erspart geblieben. Die Grünlandwirtschaft spielt eine beachtliche Rolle und erstaunlich viele Tiere weiden in freier Landschaft, besonders in den höheren Lagen. Dies erfolgt oft in Form der Mutterkuhhaltung, einer sehr tier- und artgerechten Form der Rinderhaltung. Das Rind spielt also weiterhin die herausragende Rolle. Schweine- und Hühnerhaltung findet nur im kleinen Maßstab statt. Vorwiegend Schafe, aber auch einige Ziegen und Pferde haben bis auf wenige Ausnahmen nur im Nebenerwerb und in der Hobbyhaltung Bedeutung. Und dies sei an dieser Stelle noch ausdrücklich betont: Diese Hobbyhaltung, die in der Region noch vergleichsweise gut ausgeprägt ist, findet meist in durchaus naturverträglicher Art und Weise statt und zeitigt sehr positive „Nebenwirkungen“ auf Natur und Landschaft. Es ist also beileibe nicht alles schlecht, was man da zu sehen bekommt auf den Wiesen und Weiden des Erzgebirges. Einige Landwirtschaftsbetriebe betreiben Ökologischen Landbau. Es sind noch wenige, aber deren Zahl wächst. Die Landschaftspflege leistet Beachtliches und ist für die Pflege und Nutzung von besonders schwierig zu bewirtschaftenden Flächen und solchen mit hohem Naturschutzwert unentbehrlich.

„Beweidung“ und biologische Vielfalt

Wie schon erwähnt, spielt die Beweidung in der Region eine wichtige Rolle und das ist erfreulich. Aber Beweidung ist eben nicht gleich Beweidung und nicht per se immer naturverträglich und die Schwierigkeiten beginnen ja schon damit, was „naturverträglich“ oder „naturschutzgerecht“ eigentlich genau heißt.

Unter dieser letztgenannten Bezeichnung firmieren nämlich auch die Fördermaßnahmen, die den Landwirten im Rahmen der Agrarumweltmaßnahmen hinsichtlich Beweidung in Sachsen angeboten werden. Die Anforderungen, die dabei einzuhalten sind, mögen durchaus Effekte für den Naturhaushalt und den Umweltschutz bringen, zum Beispiel der Verzicht auf mineralische Düngung. Zum Erhalt der biologischen Vielfalt reichen sie bei weitem nicht aus. Das zeigt schon der erschreckende Rückgang unserer Tier- und Pflanzenwelt in der Feldflur, den wir in den letzten Jahren sogar noch verstärkt zu verzeichnen haben und auf den wir in diesem Heft noch eingehen werden. Die Belange der biologischen Vielfalt in der Feldflur finden dementsprechend bei den vorwiegend üblichen Bewirtschaftungsweisen, auch in Hinblick auf die Beweidung, keine ausreichende Berücksichtigung und dies muss aus Sicht des Naturschutzes kritisiert werden, bei allem Verständnis für die praktischen Belange, denen die Landwirte Rechnung tragen müssen. Dies gilt sowohl für den Ökologischen Landbau als auch im konventionellen Bereich. Hier muss möglichst zügig ein Förderinstrumentarium entwickelt und in Anwendung gebracht werden, das erheblich mehr konkrete Naturschutzleistungen in der Landschaft anbietet und honoriert als heute. Ansonsten wird sich die Talfahrt der biologischen Vielfalt im Offenland weiter beschleunigen. Und manchmal, das muss ich auch ehrlich sagen, stellt man sich schon die Frage, ob bestimmte Dinge wirklich notwendig sind und ob manche Landwirte vielleicht auch gerne mal vergessen, dass die Feldflur auch Lebensraum von Pflanzen und Tieren ist und nicht nur die „Produktionshalle“ von Lebensmitteln. Auf einige Probleme, aber auch positive Entwicklungen möchten wir kurz hinweisen:

- Es beginnt mit der **sehr frühen und häufigen Flächennutzung**. Das gilt sowohl für die direkten Weideflächen als auch für die Flächen, auf denen das Winterfutter gewonnen wird. Im engen Zusammenhang damit steht, dass die Heuwerbung immer mehr durch Silagewirtschaft ersetzt wird. Dazu kommen zusätzlich die Arbeitsgänge zur Flächenpflege wie Walzen oder Schleppen, bei denen sicher nicht immer auf die Brut- und Setzeiten Rücksicht genommen wird und so manche Feldlerchenbrut und andere Tiere förmlich unter die Räder kommen.

- Eine große „Unsitte“ ist das **Nachmulchen**, häufig nach jedem Weidegang. Das hat sich in den letzten Jahren zu einer regelrechten Mode entwickelt. Aus Sicht der Flächenpflege mag das sicher nachvollziehbar sein, für die Tierwelt der Feldflur ist es eine Katastrophe. Solch ausgeräumte Landschaften wie auf dem folgenden Foto sind ihr Todesurteil.



- Sehr erfreulich hingegen ist, dass es seit 2018 in Sachsen die Möglichkeit gibt, auf bestimmten Mähflächen bis zu 10 % des Aufwuchses als **Brache** zu belassen, ohne dafür sanktioniert zu werden. Damit könnten die fehlenden Saumstrukturen in der

Landschaft zumindest ansatzweise ersetzt werden. Allerdings gibt es dabei keinen finanziellen Ausgleich für die entstehenden Futterverluste. Das Beispiel aus der Wendezeit hat gezeigt, wie bitter notwendig Bracheflächen, Altgras, Raine, Ränder usw. für die Tierwelt sind und wie schnell sie sich auch wieder erholen kann, wenn solche Flächen wieder in der Landschaft zu finden sind. Der Landschaftspflegeverband versucht, vor allem im Rahmen der Naturschutzberatung, Werbung für diese „Hilfsaktion“ zu machen, auch schon mit Erfolg. Es bleibt zu wünschen und zu hoffen, dass diese Neuerung von möglichst vielen Landwirten angenommen wird. Wenn Sie also solche Flächen in der Landschaft bemerken, dann stammen sie nicht von einem „unordentlichen“, sondern einem vorbildlichen Landwirt. „Unordnung“ ist das halbe Leben.“ Diesen Satz würde jeder Feldhase und jede Feldlerche sofort unterschreiben, wenn sie denn könnten. Die Natur wird auf solche Geschenke reagieren, da können wir sicher sein.

Am Ende müssen wir feststellen, dass der Zustand der Tier- und Pflanzenwelt in der Region sehr zu wünschen übrig lässt, trotz guter Ansätze, gerade auch hinsichtlich Beweidung. Ein trauriges Beispiel hierfür sind die Wiesenbrüter wie Braunkehlchen, Wiesenpieper, Bekassine und Wachtelkönig, die mittlerweile fast völlig aus dem westlichen Teil des Erzgebirges verschwunden sind. Eine löbliche Ausnahme bilden die Beweidungsflächen in Carlsfeld.



Wie eine vorbildliche Beweidung im Sinne einer reichhaltigen Tier- und Pflanzenwelt aussehen kann, zeigen die großflächigen Beweidungsprojekte der Offenlandbereiche auf dem Erzgebirgsplateaus auf tschechischer Seite, zum Beispiel in Rola-



va/ Sauersack und Jeleni/ Hirschenstand. Dort wird über die Weidesaison hin Mutterkuhhaltung mit einem sehr niedrigen Tierbesatz betrieben. Eine Weidepflege erfolgt nicht. Es gibt dadurch ausreichend Weiderest über den Winter und damit

Struktur- und Insektenreichtum im Frühjahr. Die ganze Flotte der oben genannten Wiesenvögel ist dort noch vertreten. Natürlich sind diese Beispiele schwer auf die Gegebenheiten im sächsischen Teil zu übertragen. Aber auch schon durch eine stärkere Ausrichtung der Beweidung auf Naturschutzleistungen ließe sich viel bewegen. Dazu brauchen die Landwirte Unterstützung, zum einen durch bessere finanzielle Honorierung dieser Leistungen und den Ausgleich von Ertragsausfällen, aber auch durch mehr Anerkennung: Sei es durch den Kauf ihrer Produkte oder auch einfach mal durch ein Lob, dass einem die Art und Weise gut gefällt, wie sie Landwirtschaft betreiben und dabei Rücksicht nehmen auf Natur und Landschaft. Aber auch mit Kritik sollte man nicht hinter dem Berg halten, wenn sie berechtigt ist.

Welche Rolle wird der Wolf spielen?

Der Wolf ist längst auch im Erzgebirge angekommen. Er macht um uns keinen Bogen, wie manchmal gemutmaßt wird. Und, nicht dass man mich falsch versteht, der Rückkehrer Wolf gehört auch in unsere Landschaft. Aber er erschwert die vom Naturschutz so sehr gewünschten Formen der naturverträglichen Beweidung schon erheblich, das kann man nicht ignorieren. Halter von Weiderindern, beispielsweise aus der Lausitz, berichten, dass sich das Verhalten ihrer Herden seit dem Auftauchen des Wolfes gravierend verändert hat, auch gegenüber den



Menschen und den Haltern. Das eher traute und umgängliche Verhalten von früher schlägt zuweilen in Aggression um und erschwert den Umgang mit den Tieren erheblich. Das Einziehen von Ohrmarken, die obligatorischen Kontrolluntersuchungen, das Behandeln von Krankheiten usw. wird zum Staatsakt und zur Gefahr für den Tierhalter. Man braucht sich also nicht zu wundern, wenn noch mehr Tiere in den Ställen verschwinden oder die Tierhaltung ganz aufgegeben wird, gerade auch von Nebenerwerbsbetrieben oder Hobbyhaltern. Mit Ausgleichszahlungen für Tierverluste und der Förderung von „Hochsicherheitstrakten“ zum Herdenschutz ist es bei weitem nicht getan. Ganz abgesehen davon, dass solche Bauwerke durchaus eine Gefahr für eine Reihe von Wildtieren darstellen und zudem die eingekesselten Bereiche vom Rest der Landschaft im gewissen Grade isoliert werden. Im Einzelfall mag das angehen. Im großen Maße wäre das eine Katastrophe. Mit den Zielsetzungen einer naturverträglichen Beweidung ist das schwer zu vereinbaren. Diese Konflikte müssen auch vom Naturschutz offen dargestellt und diskutiert werden, da der naturverträglichen Beweidung eine herausragende Rolle beim Erhalt der biologischen Vielfalt zukommt.

All diese Probleme können wir hier nicht umfassend abhan-

deln, aber wir sind uns sicher: Das wird uns noch beschäftigen.

Die Kuh als Klima-Killer?

Weil wir ja gerne von den eigentlichen Ursachen ablenken und den schwarzen Peter weiterschieben, setzt man seit geraumer Zeit der Kuh ganz neue Hörner auf: Die Kuh als Klima-Killer. Wie üblich scheren wir wieder alles über einen Kamm und vergessen dabei, dass Wiederkäuer eigentlich Grasfresser mit Alleinstellungsmerkmal sind: Nämlich der erstaunlichen Fähigkeit, aus Gras und Heu mithilfe ihres einzigartigen Verdauungssystems Milch und Fleisch machen zu können. Wir sollten ihr eigentlich dankbar dafür sein. Stattdessen stellen wir sie an den Pranger und lassen die gravierenden Unterschiede je nach Haltung und Fütterung einfach unter den Tisch fallen: Es ist eben beileibe nicht egal, ob eine Kuh im Stall steht und mit möglichst viel Kraftfutter gefüttert wird – aus Sicht des Pansens eine völlig widernatürliche Ernährungsweise –, damit sie möglichst viel Milch gibt oder möglichst flott zum Fleischberg heranwächst. Oder ob sie draußen auf der Weide grasen darf und im Winter Heu bekommt. Durch nachhaltige Weidehaltung wird nämlich sogar Kohlenstoff als Humus im Boden gespeichert und entlastet damit die Atmosphäre. Alle reden gerne über den Wald als gigantische CO₂-Senke, die weltweit beträchtliche Mengen des klimaschädlichen Gases bindet. Fast niemand redet darüber, dass nachhaltig genutzte Weideflächen eine vergleichbare Wirkung haben. Neben der Verhinderung der Waldzerstörungen ist also die Ruinierung der Böden durch falsche Landwirtschaft ein ebenso wichtiges Problem, das nur durch eine Wende in der Bewirtschaftung gelöst werden kann.

Mit Pauschalurteilen sollten wir also vorsichtig sein, die bringen uns nicht weiter, Der Griff an die eigene Nase wäre wohl eher angebracht. Nicht nur die Probleme beim Erhalt der biologischen Vielfalt sondern auch die Veränderungen beim Klima machen deutlich, dass wir auf dem Holzweg sind und uns schrittweise, aber möglichst zügig lösen müssen von diesen leider fast zur Selbstverständlichkeit gewordenen Haltungs- und Fütterungsmethoden, mit der wir die Kuh ein wenig zum Schwein, zum Allesfresser gemacht haben. Sie sollte so leben dürfen, wie sie der Herrgott geschaffen hat. Wir müssen sie wieder schätzen und nutzen lernen als diesen genialen Graser und Wiederkäuer, dem wir solche Köstlichkeiten zu verdanken haben wie Käse und Weidefleisch. Das sind wir der Kuh schuldig und daran sollten wir ab und zu denken, wenn wir ihre Gaben auf dem Teller liegen haben und genießen dürfen.

Matthias Scheffler





Fotos: Matthias Scheffler

„Nicht Erbarmen, sondern Gerechtigkeit,
ist man den Tieren schuldig.“
Arthur Schopenhauer (1788-1860)

Schottisches Hochlandrind

Bei einer solchen Namensgebung ist es unschwer zu erraten, wo dieses Rind seine eigentliche Heimat hat: Das Highland Cattle ist das Rind des westlichen Schottischen Hochlandes und seiner vorgelagerten Inseln. Es ist die älteste registrierte Viehrasse. Ursprünglich gab es zwei Rassen, das etwas zierlichere, meist schwarze Rind der vorgelagerten Inseln, Kyloe genannt, und das meist rötliche Rind der Highlands. Heute finden sich sehr verschiedene Farbschläge, wobei rot-braun dominiert. Die Eigenschaften, die es in diesem rauen Landstrich über Jahrhunderte entwickelt hat, haben aber mittlerweile dazu geführt, dass es in vielen Regionen der Welt verbreitet ist. Es handelt sich um ein äußerst robustes, wetterhartes und langlebiges Nutztier, das auch in Gebirgslagen ganzjährig im Freiland gehalten werden kann. Es braucht keine Stallungen, ein großer Vorteil. Es kalbt leicht, auch ohne menschliche Hilfe und ist kaum anfällig für Krankheiten. Der Aufwand zur Betreuung ist deshalb vergleichsweise gering. Das Hochlandrind ist klein und leicht und bringt nur etwa 750 g/cm² Trittbelastung auf den Boden. Es ist damit auch für steile Hänge und feuchte Flächen geeignet, ohne dass große Bodenverwundungen zu befürchten sind. In Bezug auf Futter ist es außerordentlich anspruchslos und kommt auch mit sehr alten und energiearmen Aufwüchsen bestens zurecht. Zudem hat es einen sehr gutmütigen Charakter und lässt sich nur schwer aus der Fassung bringen. Ins Auge fällt bei dieser Rasse natürlich sofort das lange Fell und dieser beeindruckende Kopfschmuck: die Hörner. Eigentlich gehören Hörner ja ohnehin zum Rind, ähnlich wie der Rüssel zum Elefanten. Nur weiß das kaum noch jemand.

Man zählt das Hochlandrind zu den Fleischrindern und dort zu den extensiven Rassen. Es hat eine hervorragende Fleischqualität. Wer aber das möglichst schnelle Heranwachsen eines riesigen Fleischberges beobachten möchte, der wird von den Schotten enttäuscht werden. Stattliche vier Jahre braucht ein Tier, ehe man es zu den „Erwachsenen“ zählen darf und dann

bringen es die Kühe auf 400-450 und Bullen auf heutzutage geradezu lächerliche 600-750 Kilo. Hänflinge also im Vergleich zu den 1300 Kilo, die ein Bulle einer Intensivrasse am Ende auf die Waage bringen darf. Ein kurzer Ausflug in die Geschichte wird gleich zeigen, wovon wir hier reden: Noch Anfang des 19. Jahrhunderts soll das Durchschnittsgewicht einer „unverkrüppelten Kuh auf gehöriger Weide“ 150-200 kg betragen haben, also eher vergleichbar mit einem etwas zu üppig geratenen Schaf. Bei der Milch sieht es nicht anders aus. Eine Kuh im Mittelalter gab etwa 700 Liter Milch im Jahr und vor hundert Jahren



etwa 2500 Liter. Etwa in dieser Größenordnung reiht sich das Hochlandrind von heute ein und diese Milch kommt im Regelfall ausschließlich dem Kalb zugute, denn die Rasse wird fast ausschließlich bei der Mutterkuhhaltung eingesetzt. Eher eine Pfütze ist das im Vergleich zu den „Milchseen“, die ein Hochleistungsmilchrind, ein „Euter mit etwas Kuh drumrum“, heute produziert: durchschnittlich um die 8000 Liter, von den „Stars“ in der Branche gar nicht zu reden. Das alles macht deutlich: Das Hochlandrind ist nicht konstruiert für die Agrarindustrie, sondern für die „Spezialfälle“: Es ist wie geschaffen für die verschiedensten Formen der naturverträglichen und tiergerechten Beweidung zum Erhalt der biologischen Vielfalt, die zum Glück eine zunehmende Rolle in der Landnutzung spielen. Ein weiterer Pluspunkt kommt hinzu. Es ist ein besonders attraktives, ja geradezu schönes Rind und dadurch gut geeignet, der Bevölkerung die Anliegen von Naturschutz, Landschaftspflege und naturverträglicher Landwirtschaft auf äußerst attraktive Art und Weise zu vermitteln und zwar allen Generationen.

Es hat eine Aura, etwas Magisches, das Schottische Hochlandrind. Das merkt man sofort, wenn man ihm gegenübersteht, ihm in die Augen blickt, diese Mähne bewundert und dieses Gehörn bestaunt. Für so manchen Halter dieser Rasse war die erste Begegnung wie eine Liebe auf den ersten Blick, die einen nie wieder los lässt.

Matthias Scheffler

Erzgebirgsziege

Ziegen gehören zu unseren ältesten Haustierrassen, ihre Domestikation begann schon 10.000 vor Christus. Die heutigen Hausziegen stammen von der Bezoarziege ab, die ihr Verbreitungsgebiet östlich des Mittelmeerraums bis Pakistan hat. Damit wurden Ziegen noch vor Schafen domestiziert und waren die erste Art, die von uns Menschen zur Milchgewinnung ge-

halten wurde. Gerade in den letzten Jahren ist Ziegenmilch und -käse bei vielen Menschen auch wieder sehr beliebt geworden. Die Erzgebirgsziege entstand wahrscheinlich um das 16. Jhd. herum. Typisch ist ihre rotbraune Grundfärbung mit einem schwarzen Bauch, einem schwarzen Aalstrich und schwarzen „Stiefeln“. Auch die Gesichtszeichnung ist schwarz. Es gibt hornlose Tiere und solche mit Hörnern von dieser 70-80cm großen Ziegenrasse. Sie war im Erzgebirge sehr verbreitet und wurde auch als „Bergmannskuh“ bezeichnet, da jeder sie halten konnte, auch wer nur wenig Land besaß. Sie eignete sich mit ihrer Genügsamkeit sehr für die Beweidung magerer Bergwiesen und kleiner Splitterflächen. Den Erzgebirgern lieferte sie Milch, Fleisch, Felle und Leder. Da diese Tiere sehr robust und unkompliziert sind, können sie auch heute noch gut in der Landschaftspflege und Hobbyhaltung eingesetzt werden. Ziegen fressen auch die Blätter und Triebe von Büschen, so dass bei einer verbuschten Fläche der Einsatz von Ziegen helfen kann, die ursprüngliche Wiese zu erhalten bzw. wiederherzustellen. Schäferinnen und Schäfer halten darum gerne auch einige Ziegen in ihrer Herde. Sie eignen sich außerdem für Gebiete, in denen Schafe nicht genügend Futter finden würden oder es zu felsig ist. Allerdings brechen die eigensinnigen, intelligenten Ziegen auch schneller aus eingezäunten Flächen aus.

Noch in der DDR war die Erzgebirgsziege hier relativ weit verbreitet, doch es wurden vermehrt andere Rassen eingekreuzt, vor allem um die Milchleistung zu erhöhen, was nach der Wiedervereinigung noch



deutlich zunahm. Heute gilt die Erzgebirgsziege daher nicht mehr als eigene Rasse, sondern als Zuchtrichtung oder „Typ“ der Bunten Deutschen Edelziege. Diese ist in Deutschland weit verbreitet und auch die Harzziege und die Thüringer Waldziege werden als Zuchtrichtungen dieser Rasse gezählt. Die Bunte Deutsche Edelziege wurde in den 1920ern auf eine hohe Milchleistung und ein langes Leben gezüchtet und ist außerdem noch robust und widerstandsfähig. Da sie aber nicht

ganz so beweglich wie vergleichbare Rassen ist, eignet sie sich weniger gut für die Landschaftspflege und wird hauptsächlich als Milchziege gehalten. Von der für die Landschaftspflege hingegen gut geeigneten Erzgebirgsziege gibt es heute leider nur noch sehr wenige Tiere, auch sie ist wie viele alte Haustierrassen vom Aussterben bedroht. Dabei würde eine extensive Beweidung mit Schafen und Ziegen vielen Bergwiesen und ihren tierischen Bewohnern guttun. Wie schön wäre es, wenn man dies wieder mit der heimischen Erzgebirgsziege machen würde.

Karolin Prott

Rhönschaf

Das Rhönschaf – das Charaktertier der Rhön - gehört zu den ältesten Nutztierassen Deutschlands und wurde erstmals im Jahre 1846 erwähnt. Mit seinem schwarzen, hornlosen Kopf, dem weißen Fell und weißen Beinen lässt es sich gut von anderen Schafrassen unterscheiden. Das besonders zarte, würzige Fleisch, die problemlose Ablammung, harte Klauen, gute Marschfähigkeit und die Widerstandsfähigkeit bei rauer, feucht-kalter Witterung der Mittelgebirge machen das Rhönschaf zum beliebten Landschaftspfleger. Insbesondere magere, auch verbrachte Standorte, Borstgrasrasen und Streuobstwiesen werden beweidet.

Bereits Napoleon speiste bei seinem Rückzug in der Rhön Fleisch dieser „weißbeinigen Schwarzköpfe“ und veranlasste den Import durch Wanderherden aus der Rhön bis nach Paris. Stiegen die Exportzahlen nach Frankreich und England Mitte des 19. Jahrhunderts stark an, so sanken sie um 1900 durch Einfuhrbeschränkungen wieder. Während der DDR wurde die Zucht dieser Tierrasse eingestellt und sogar strafrechtlich verfolgt, weshalb die Bestandszahlen weiter sanken. Erst seit der Wiedervereinigung wird die bedrohte Schafrasse gefördert und hält auch in anderen Bundesländern Einzug. Wegen der geringeren Wirtschaftlichkeit des Rhönschafs, dessen Lämmer durch das Futter der extensiven Bewirtschaftung bis zu 5 Monate länger bis zur Schlachtreife benötigen, halten nur noch wenige Landwirte diese sehr attraktive Schafrasse. Derzeit steht sie auf der „Vorwarnstufe“ in der Roten Liste der Gesellschaft zur Erhaltung alter und gefährdeter Haustierrassen.



Luise Eichhorn



Extensive Beweidung mit Rhönschafen, Foto: Luise Eichhorn

Von Menschen und Tieren



Foto: Matthias Scheffler

Ob wir den tierischen Mitgeschöpfen im Himmel wieder begegnen werden, wie es uns Carl Zuckmayer mit einiger Überzeugungskraft vorträgt, dieses Rätsel können wir nicht lösen, müssen wir der Zukunft überlassen. Und es wird hoffentlich noch einige Zeit ins Land gehen, ehe wir erfahren, ob die Kuh auf der Weide oder das Schwein im Stall auch zum himmlischen Inventar gehören, und vielleicht bleibt das ja auch ewig im Dunkel. Eines aber steht jetzt schon fest: Unser Umgang und unsere Einstellung zu den Tieren und vor allem auch zu unseren Nutztieren hat sich in den letzten Jahrzehnten gewaltig gewandelt und dabei gibt es sowohl positive als auch negative Entwicklungen. Ein weites Feld tut sich hier auf und Carl Zuckmayer, der ja große Teile des letzten Jahrhunderts miterlebt hat, kannte sie noch, die Zeiten, als das Nutztier noch „Haustier“ war, förmlich zur Familie gehörte und das keineswegs aus Gefühlsduselei, sondern weil dieser „Hausgenosse“ irgendwann auf dem Teller landen sollte. Und so war es für viele am Ende ein schwerer, aber notwendiger Weg, der Weg zum Fleischer, Metzger, Schlachter oder wie immer im Wandel der Zeiten derjenige bezeichnet wurde, der sich dieses harte Geschäft zum Beruf gemacht hatte: die möglichst unauffällige und unspektakuläre „Verbringung“ von Rind, Schwein und Co. über den Jordan. Heute hat man dieser Portion Fleisch, die da mehr oder weniger hübsch hergerichtet auf dem Teller liegt, eher nicht in die Augen blicken dürfen oder müssen, vorher, als noch Leben in ihm war, das es nun im gewissen Sinne an uns weitergibt, damit wir unser Dasein fortsetzen können.

Dieser frühere „Familienanschluss“ der Nutztiere war sicher für diese ein Vorteil, soll aber durchaus keine Verklärung der alten Zeiten sein. Das Schicksal der tierischen Hausbewohner war auch damals nicht immer ein Zuckerschlecken und so manche von ihnen haben nie einen Sonnenstrahl in ihrem überaus kurzen Leben gesehen. Die freie Landschaft haben viele nie kennen gelernt, es sei denn auf ihrem letzten Gang. Dazu krächte kein Hahn, weder einmal geschweige denn dreimal, das interessierte kein Schwein. Andere Zeiten, andere Sitten.

Gut ist es jedenfalls, dass man sich zunehmend Gedanken darüber macht, was man isst, vor allem in der jungen Generation. Und das nicht nur aus Gründen einer gesunden Ernährung, sondern weil einem der Umweltschutz wichtig ist und das Schicksal dieses Wesens anrührt, aus dem man diese Köstlich-

*Die Rinder sind vom Schöpfer ausersehen
Zu Trägern der Versöhnung durch die Welt.
Sie geben Milch und lassen gern geschehen,
Daß man sie nimmt und ganz für sich behält.*

*Ihr Blick ist braun und tief wie große Teiche
Im Sumpf, durch den sie stapfen voller Müh,
Nicht viele Tiere sind dem Himmelreiche
So nah wie Ochsen, Kälber oder Küh.*

*Und als das Kind geboren war im Stalle,
War Ochs und Kuh dabei, damit es warm
Für Kind und Mutter sei, und wiegten alle
Die Häupter, wie sie's wiegte auf dem Arm.*

*Und wenn die Kreatur von Wasser, Luft und Erde
Sich einst dem Paradiese naht am Jüngsten Tag,
Geht in der Mitte ruhig eine Rinderherde,
Wie sie's zu aller Zeit auf Erden pflag.*

*So geht das Zebu auf dem gelben Acker,
Und unterm Acker geht die Wurzelmaus,
Und auf dem Zebu geht der Madenhacker,
Und auf dem Madenhacker geht die Laus.*

Carl Zuckmayer (1896-1977)



Sosa um 1930, Sammlung Rene Gutzmerow
keiten hergestellt hat, die wir dann für wenig Geld genießen dürfen. Und dieses Schicksal kann man im Regelfall nur als katastrophal und unwürdig bezeichnen. Die Zahl der Vegetarier und Veganer nimmt zu und das ist gut so, auch wenn man am Ende in Frage stellen muss, ob ein genereller Fleischverzicht die Lösung sein kann für den Erhalt der Landschaften, in denen wir leben und die wir lieben mit all ihren pflanzlichen und tierischen Mitbewohnern. Das Nutztier ist aus der Landschaft schwer wegzudenken und nicht zu ersetzen.

Aber schon wieder tut sich ein weites Feld auf und ein klein wenig mehr dazu erfahren Sie im anschließenden „Gedankenaustausch“, bei dem ein alter „Fleischfresser“ und eine junge Vegetarierin darüber nachgrübeln, wieso und warum es auf ihren Tellern so ganz verschieden aussieht, obwohl oder gerade weil sie ein gemeinsames Ziel haben.

Matthias Scheffler

Roulade oder Tofu?

Eine Diskussion unter Kollegen



Roulade, Foto: Matthias Scheffler

Essen spielt in unserer Gesellschaft und Kultur eine wichtige Rolle, und zwar nicht einfach nur, weil es überlebenswichtig ist. Für viele Menschen ist das Thema mit Genuss, Tradition, Familie oder Kindheitserinnerungen verknüpft. Für manche ist Kochen ein notwendiges Übel, für andere ein Hobby. Essen ist für uns Menschen einfach ein emotionales Thema. Seit einigen Jahren ist es aber auch zunehmend ein in der Öffentlichkeit und Politik diskutiertes Thema. Denn was wir essen, beeinflusst nicht nur unsere Gesundheit, sondern auch die Landschaft und die Lebewesen um uns herum und sogar das Klima unseres Planeten. Immer mehr Menschen in Deutschland essen weniger oder gar kein Fleisch mehr, einige ernähren sich sogar vegan und streichen alle tierischen Lebensmittel von ihrem Speiseplan. Auch unter den Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen des Landschaftspflegeverbandes ist bei der Ernährung eine gewisse Vielfalt zu finden. Darum haben zwei von uns den Gedanken- und Meinungsaustausch zu diesem viel diskutierten Thema gewagt.

Was landet auf deinem Teller?

Karolin Prott: Ich ernähre mich überwiegend vegan und versuche möglichst viel bio und regional einzukaufen. Wenn ich selbst koche, landet außer regionalem Honig kein tierisches Produkt in meinem Essen. Ausnahmen mache ich vor allem, wenn ich irgendwo eingeladen, in einem Restaurant oder auf Reisen bin. Ab und zu kaufe ich mal für mein Frühstück Käse von regionalen Landwirten, die ihre Ziegen oder Kühe draußen auf der Wiese weiden lassen und damit auch Landschaftspflege betreiben. Wenn ich große Lust habe, etwas Bestimmtes zu essen und gerade keine vegane Alternative verfügbar ist, esse ich es trotzdem manchmal, denn es ist ja meine eigene Entscheidung, wie konsequent ich meine Überzeugungen gerade umsetzen will. Nur Fleisch habe ich seit 10 Jahren keines mehr gegessen.

Matthias Scheffler: Ich esse eigentlich fast alles quer durch die Bank. Dabei ziehe ich rein vom Geschmack her Fleisch und Wurst dem Gemüse oder Obst vor. Ich achte aber meistens schon darauf, wie das Tier gelebt hat, das auf dem Teller landet. Mit Fleisch vom Weiderind habe ich keinerlei Probleme, im Gegenteil. Nur zu jung darf es nicht sein. Junge Tiere, auch Lämmer, esse ich prinzipiell nicht. Auch Geflügel esse ich nicht, es sei denn ich bekomme vom Bauern mal ein Huhn, das noch spazieren gehen durfte und auch die obligatorische Weihnachtsgans kenne ich sozusagen persönlich. Ich bin da aber nicht immer konsequent, esse ab und zu auch mal gerne ein Schnitzel oder ein Steak vom Schwein, obwohl ich eigentlich weiß, dass das vielleicht nicht den Himmel auf Erden hatte. Bio und regional sind für mich wichtige Orientierungshilfen, sagen aber gerade in Richtung tiergerechter Erzeu-



Linsenbraten in Blätterteig, Foto: Karolin Prott

gung so gut wie gar nichts aus. Manchmal stopfe ich aber auch Dinge wie Bockwurst oder Bratwurst oder was auch immer in mich hinein, die ich vielleicht lieber nicht essen sollte, auch im eigenen Interesse. Mein Fazit: Vernünftig und gesund im strengen Sinne ernähre ich mich eher nicht.

Warum esst ihr bestimmte tierische Lebensmittel nicht mehr?

Karolin Prott: Mit 15 habe ich aufgehört Fleisch zu essen, weil mir die Tiere leidtaten. Tiere fühlen ebenso wie wir und haben meiner Meinung nach darum ebenso ein Recht auf ein gutes Leben ohne Leid und Schmerzen. Doch das gibt es in der Tierhaltung unserer Agrarindustrie nur in sehr wenigen Ausnahmen. Nicht nur die Haltungsbedingungen der Tiere sind eine Katastrophe, auch Tiertransporte und die Behandlung im Schlachthof sind in meinen Augen in den meisten Fällen extrem grausam. Weil für Milchkühe und Legehennen dasselbe gilt, habe ich nach und nach angefangen, mich immer mehr vegan zu ernähren. Im Laufe der Zeit kam für mich als weiteres Argument der Umweltschutz hinzu. Die Herstellung von Fleisch und Milchprodukten, so wie sie überwiegend betrieben wird, verbraucht deutlich mehr Energie, Wasser, CO2 und Fläche als der Anbau von Gemüse, Getreide oder Hülsenfrüchten. Bei der intensiven Tierhaltung kommt das Problem der Gülleentsorgung hinzu und damit verbunden beispielsweise die Nitratbelastung unseres Grundwassers.

Matthias Scheffler: Ich sehe das mit der Agrarindustrie, dem Tierleid und den Umweltschäden ähnlich wie du, ziehe daraus aber andere Schlussfolgerungen. Ich glaube auch, der Fleischkonsum muss sinken, vor allem der aus schlechter und umweltschädlicher Haltung. Das ist enorm wichtig und würde bestimmte positive Effekte für Natur und Landschaft fast automatisch im Schlepptau haben. Ich halte mich beim Fleischverzehr persönlich auch zurück. Über meine Sünden habe ich ja schon gesprochen. Ich denke aber auch, dass wir die Tiere brauchen, weil unsere ganze historisch gewachsene Landschaft mit ihrer Pflanzen- und Tierwelt im starken Maße davon abhängig ist. Wir sollten uns also bemühen, die Landwirtschaft auf andere Füße zu stellen. Vielleicht ist das auch ein wenig blauäugig, aber ich denke, das müsste doch machbar sein.

Karolin Prott: Ich hoffe sehr, dass das machbar ist. Einen kontroversen Punkt möchte ich noch einbringen, auch wenn wir nicht den Platz haben, das ausführlich zu diskutieren. Für viele hat der Verzicht auf tierische Lebensmittel auch einen moralischen, vielleicht auch philosophischen Aspekt, der über Haltungsbedingungen und Umweltbelange hinausgeht. Nämlich die Einstellung, dass für das eigene Essen

kein Lebewesen gestorben sein muss, dass ich gut leben kann, ohne das Leben eines anderen Lebewesens zu beenden. Das heißt ja nicht, dass deswegen die Tierhaltung komplett aufgegeben werden soll. Es ist halt eine Entscheidung, die jeder für sich selbst treffen kann und wenn man das Recht eines Tieres zu leben als gleichwertig zum eigenen betrachtet, ist es halt schwierig, Tiere allein fürs Essen zu halten und dann zu töten, wenn es andere Wege gibt. Das steht natürlich im Konflikt mit den Vorteilen extensiver Tierhaltung, aber man kann die Tiere ja auch zur Landschaftspflege halten. Ich sage nicht, dass ich dahin will, aber ich finde das durchaus einen nachvollziehbaren Punkt und sehe es teilweise so.

Matthias Scheffler: Am Ende muss doch jedes Wesen sterben und kein Wesen kann leben ohne zu töten. Das kann man doch nicht nur an den Nutztieren festmachen, wenn man konsequent sein will. Wir töten auch andere Tiere, oft sogar unbewusst. In letzter Zeit gibt es interessante Forschungsergebnisse, die auch den Pflanzen ein Empfinden zusprechen, beispielsweise beim Schmerz. Das ist doch eine Kette ohne Ende, in die wir da hineingeraten. Natürlich spielen die Nutztiere eine gewisse Sonderrolle und ihr Leben muss gut sein, das steht ja außer Frage. Aber wenn sie nicht getötet werden dürften, dann gäbe es sie nicht und das haben sie nicht verdient. Das mit den Tieren nur zur Landschaftspflege ist aus meiner Sicht nur eine Verlagerung des Problems. Die sagen doch nicht eines Tages: Tschüss, macht's gut, ich sterbe jetzt. Das würde doch am Ende zu Gnadenhöfen führen, in denen die Tiere im Alter dahinvegetieren und die wir dann trotzdem irgendwann töten müssten, um ihnen Leiden zu ersparen. Das finde ich nicht sonderlich sinnvoll.

Essen ist nicht nur überlebenswichtig, sondern hat auch mit Geschmack und Genuss zu tun. Wie spielt das in eurer Ernährung eine Rolle?

Karolin Prott: Ich mag gutes Essen und koche sehr gerne, sei es alleine oder mit Freunden und Freundinnen zusammen. Ich probiere gerne auch neue Rezepte mal aus, etwas woran man auf jeden Fall Spaß haben sollte, wenn man vegan kochen will. Mit ein bisschen Erfahrung kann man ziemlich geniale vegane Gerichte kochen, die auch vielen Allesessern schmecken. Auf Fleisch zu verzichten ist mir auch deshalb nicht so schwergefallen, weil ich das geschmacklich sowieso nicht so sehr mochte. Aber ich mag Käse gerne. Seit ich den nur noch sehr selten esse, kann ich ihn viel mehr wertschätzen und genieße ihn dann meistens auch sehr bewusst. Ich denke jeder von uns hat irgendetwas, worauf man nicht verzichten könnte, einfach weil man es so gerne mag, dafür habe ich auch Verständnis. Allerdings hat Geschmack und Essen auch viel mit Gewohnheit zu tun und Gewohnheiten lassen sich eben auch ändern.

Matthias Scheffler: Ich kann leider nicht kochen, sondern nur braten, ein Ei zum Beispiel [lacht]. Da bin ich sehr froh, dass ich eine Frau habe, die wirklich sehr gut kochen kann. Aber wir machen da wenig Experimente und haben ein gewisses Standardprogramm, alteingesessene Speisen sozusagen, die wir schon seit Ewigkeiten essen und die uns halt schmecken. Roulade zum Beispiel, darauf bin ich ganz scharf. Und die Soße dazu: der Himmel auf Erden. Auch wenn wir mal essen gehen und das kommt sehr selten vor, besuchen wir immer die gleichen Lokalitäten. Solche Gourmettempel, bei denen man mit der Lupe suchen muss, ob überhaupt und was da auf dem Teller so herumliegt, sind eher nicht mein Fall. In Bezug auf Essen bin ich ziemlich einfach gestrickt, wie ich gerade feststelle. Ein Lukullus bin ich jedenfalls nicht. Mit Leuten wie mir kann die Haute Cuisine nicht überleben. Aber mir ist schon klar, dass mir da auch vieles unbekannt bleibt. Auch solche Dinge wie das „Kochen mit Freunden“ finde ich eine tolle Sache, Karolin, da beneide ich dich ein wenig. Sowas sollte man öfter machen, nicht nur wegen des Essens.

Inwieweit beeinflusst es eure Einstellung zu Ernährung und der Produktion tierischer Lebensmittel, dass ihr aus unterschiedlichen Generationen kommt?

Matthias Scheffler: Ich glaube schon, dass das eine wichtige Rolle

spielt. Als ich so alt war wie meine Kollegin, habe ich über solche Dinge nicht nachgedacht, das war für mich kein Thema. Aber das heißt natürlich nicht, dass wir als ältere Generation nicht heute darüber nachdenken sollten. Wir haben ja keinen Persilschein für alle Ewigkeit. Heute ist es ein wichtiges Thema und das ist gut so. Ich stamme zwar nicht vom Bauernhof, aber als ich Kind und Jugendlicher war hatten wir auch Hühner, Hasen, ein Schaf und ganz früher ein Schwein im Keller. Das hatte durchaus nicht den „Sozialismus“, wenn ich heute so darüber nachdenke. Mein Opa und mein Vater haben mit einer gewissen Selbstverständlichkeit die Hasen und Hühner ins Jenseits befördert. Ich habe mich da immer gedrückt. Bei Schwein und Schaf kam dann der Fleischer. Und die ganze Familie hat sich auf die daraus resultierenden köstlichen Mahlzeiten gefreut. Wir kamen überhaupt nicht auf die Idee, eine unmoralische Handlung zu begehen. Aber wir hätten die Tiere nicht unbedingt halten müssen, wir wären auch so zurechtgekommen. In den noch etwas weiter zurückliegenden Zeiten war ja die Selbstversorgung sogar eine Existenzfrage und dazu gehörte nun einmal das Tier und auch dessen Tod. Und was ich noch für einen wichtigen Gesichtspunkt halte: Das ganze Tier wurde verwertet, auch die Innereien. Flecke wollen ja heute nur noch wenige essen, obwohl das köstlich schmecken kann, wenn es gekonnt zubereitet wird. Vor allem junge Menschen haben da ja einen regelrechten Widerwillen. Interessant ist, dass man noch bis vor wenigen Jahrzehnten sehr viel Zeit für die Ernährung investierte. Aber nicht wie heute in die Zubereitung und den Verzehr kulinarischer Besonderheiten, sondern in die Haltbarmachung von Ernten aller Art, bei Obst, Gemüse oder tierischen Produkten, um über den Winter zu kommen. Und eine Vorratskammer im übertragenen Sinne war eben auch das eigene Nutztier, das den Menschen über das ganze Jahr hinweg mit Milch, Quark, Käse, Fleisch und Wurst versorgt hat. Das hat den Menschen sehr geholfen. Dafür war man dankbar.

Karolin Prott: Auf jeden Fall spielt das Alter eine Rolle. Auch wenn in meinem Umfeld natürlich überdurchschnittlich viele Vegetarier und Veganer sind, gibt es in der jungen Generation insgesamt einen höheren Anteil an Menschen, die ihren Fleisch- und Milchkonsum reduzieren. Ich denke, dass das zum einen an der in den letzten Jahren immer stärker gewordenen Umweltbewegung liegt, vor allem aber auch daran, dass die Massentierhaltung eben immer größer und grausamer geworden ist. Insbesondere junge Menschen sind noch dabei, ihre Gewohnheiten zu finden und kommen darum vielleicht schneller dazu, Dinge zu hinterfragen und Änderungen umzusetzen. Was nicht heißt, dass es nicht auch in den älteren Generationen solche Menschen gab und gibt. Gleichzeitig ist in meiner Generation der Anteil an Leuten, die wirklich mal mit Nutztierhaltung in Kontakt gekommen sind, kleiner denn je. Meine Großeltern hatten viele Jahre ein paar Hühner. In dem Dorf, in dem ich aufgewachsen bin, gab es ein paar Kinder von Landwirten, aber ansonsten hatte nie jemand in meinem Umfeld Tiere zur Selbstversorgung. Das ist deswegen ein Problem, weil dadurch für viele der Bezug zwischen lebendem Tier, Essen auf dem Teller und dem Weg dazwischen fehlt. Klar, man weiß schon, dass das Schnitzel mal ein lebendes Tier war, aber niemand musste ihm in die Augen blicken, niemand musste die Ställe der Legehennen sehen, geschweige denn bei der Tötung des Tieres dabei sein. Es liegt halt einfach verpackt im Supermarkt. Und so lassen sich diese Zusammenhänge und damit auch die Grausamkeit der Agrarindustrie sehr einfach ausblenden. Meiner Meinung nach geht dadurch auch der Respekt vor dem Tier und die Wertschätzung für das Essen auf dem Teller verloren.

Matthias Scheffler: Sehr interessant, was du da sagst mit diesem fehlenden Bezug. Man erlebt ja dann auch die schönen Seiten nicht. Ein Nutztier lebt ja nicht nur im Elend, von manchen Tierfabriken einmal abgesehen. Es hat ja auch schöne Momente, zusammen mit seinen Artgenossen und auch den Haltern, auch heute noch. Und ich glaube, da kommt ja noch etwas hinzu, was über die eben besprochenen Zusammenhänge hinausgeht. Aber hier muss ich erst kurz noch ein Loblied auf die Leute singen, die noch ein wenig Selbstversorgung in alter Tradition fortführen oder sich neu damit beschäftigen, also die Kleingärtner, Kleintierhalter usw. Allerdings ist Selbstversorgung ja nur ein Aspekt, ist sozusagen der extreme Gegenpol zur Globalisierung. Dazwischen liegt ja noch die Regionalität, die gerade auch in

den letzten Jahrzehnten viel an Bedeutung verloren hat. Noch lange nachdem die Selbstversorgung nur noch marginal war, war es ja trotzdem noch einige Zeit so, dass die Lebensmittel, die man aß, zumindest noch zum großen Teil aus der Region stammten, in der man lebte. Die Infrastruktur der regionalen Lebensmittelverarbeitung ist aber mittlerweile weitestgehend zusammengebrochen, Molkereien, Mühlen usw., deren Produkte dann in den Läden in der Gegend verkauft wurden. Heute tritt doch fast alles, was auf den Feldern geerntet wird, erst einmal eine weite Reise an und kehrt nie mehr in die Region zurück. Bei den Fleischprodukten sieht es noch ein wenig besser aus. Und wenn wir jetzt noch von den Tieren Abstand nehmen, dann verstärken wir diesen Trend doch weiter. Wir reden immer gerne von Regionalität und wollen die Landwirte vor Ort unterstützen und darauf einwirken, dass dabei Natur und Landschaft intakt bleiben. Aber wie soll denn das gehen ohne die Tiere. Wir müssen doch davon ausgehen, was in der Region die Hauptrolle spielt und das sind nun eben mal bei uns die Grünlandwirtschaft und die Tierhaltung. Sollen die Bauern dann Soja anbauen für den „Erzgebirgstofu“? Das ist jetzt ein extremes Beispiel, aber ich glaube, dieser Weg weg vom Tier, so ehrenhaft die Motive auch sein mögen, verstärkt noch den Trend zu einer globalen Ernährungsindustrie. Wir geben sukzessive jeden lokalen oder regionalen Einfluss auf, ohne dass wir uns darüber so richtig im Klaren sind. Ich befürchte, das ist ein schwerer Fehler.

Karolin Prott: Ich stimme dir zu, dass es ein großes Problem ist, dass die regionalen Kreisläufe und die Unterstützung der regionalen Landwirte verloren geht. In den letzten Jahren gibt es zum Glück aber auch einen Trend wieder hin zu mehr Selbstversorgung und Regionalität. Ich würde allerdings bei dem Punkt, dass das für das Fleisch generell anders sei, widersprechen. Das mag hier im Erzgebirge für die Haltung von Rindern und Milchkühen noch stimmen, aber das ist die Ausnahme, nicht die Regel. In der intensiven Tierhaltung wird das verfütterte Kraftfutter auch um den halben Planeten geschippert, das hat dann nichts mehr mit Regionalität zu tun. Und das was hier im Supermarkt zu finden ist, ist in der Regel nicht aus der Region. Gleichzeitig kann man Gemüse und Co. auch gut von Landwirten aus dem Erzgebirge und Umgebung kaufen, ebenso natürlich Fleisch, Eier und Käse, man muss sich halt nur nach den Möglichkeiten vor Ort umschauen.

Bei dem Wort „Tofu“ in der Überschrift des Artikels denken vermutlich viele schnell an Sojaanbau und die Abholzung des Regenwaldes. Was fällt euch zu diesem Thema ein?

Karolin Prott: Das ist tatsächlich ein Punkt, der in fast allen Diskussionen zu dem Thema fällt. Aber in der Realität landet das meiste Soja im Tierfutter, nur ein kleiner Teil wird zu Tofu und Co. verarbeitet. Für ein Glas Milch ist also, je nachdem was die Kuh gefressen hat, vielleicht deutlich mehr Soja verwendet worden als für ein Stück Tofu. Hinzu kommt, dass mittlerweile auch in Europa Soja angebaut wird. Wenn ich Sojaprodukte kaufe, achte ich darauf, dass das Soja in Europa gewachsen ist, so dass die Transportwege kürzer waren und kein Regenwald dafür erhalten musste.

Matthias Scheffler: Das mit dem zunehmenden Soja in der Nahrung gefällt mir prinzipiell nicht, ob nun im Tofu oder in der Milch. Oft ist es ja auch noch gentechnisch verändert. Mit dem Vergleich, da hast du schon recht, aber ich sehe schon eine Tendenz, dass sich durch Tofu und ähnliche Sachen der Sojaanbau noch steigert. Denn wohin die Reise führen könnte, zeigt eine aktuelle Studie aus den USA, nach der bereits 2040 nur noch 40 Prozent der Fleischprodukte auch tatsächlich von Tieren stammen sollen. Und da sind wir nämlich bei den Assoziationen, die sich bei mir beim Wort „Tofu“ als erstes einstellen, obwohl es ja eigentlich ein altes chinesisches Gericht ist. Ich muss dabei nämlich immer an Fleischersatz denken und da sträuben sich bei mir die Haare. Für mich ist ein Stück Fleisch ein Stück ehemaliges Leben und nicht nur ein Stück Materie mit einem bestimmten Geschmack. Meinetwegen kann man das ja machen, aber bitte nicht so tun als wäre das Fleisch.

Karolin Prott: Das mit der Gentechnik ist noch ein weiteres Thema, aber nur als kurzer Hinweis: Bio-Soja ist nicht gentechnisch verändert. Wenn der Fleisch-Konsum sinkt und Tiere wieder Heu und Gras fres-

sen würden, müsste auch nicht mehr viel Soja angebaut werden. Man muss Tofu auch nicht unbedingt als Fleischersatz sehen, er bietet halt Möglichkeiten, andere Gerichte zu kochen, so wie wir andere Ackerfrüchte wie Linsen und Getreide halt auch verwenden.

Matthias Scheffler: Für eine Gentechnikdebatte reicht der Platz nicht, da hast du recht. Warum ich Tofu immer mit Fleischersatz in Verbindung bringe, weiß ich nicht. Das mag ja durchaus eine köstliche Sache sein. Ich esse es halt nicht, aber nicht, weil es kein Fleisch enthält. Ich esse auch Döner nicht. Diese Dinge sind mir fremd. Man muss ja nicht alles mitmachen. Was der Bauer nicht kennen will, frisst er nicht [lacht].

Wenn sich jetzt alle Menschen vegan ernähren würden, gäbe es keine Nutztierhaltung mehr. Wäre das ein Problem?

Matthias Scheffler: Ein Riesenproblem, über das sich viele, so glaube ich wenigstens, die mit solchen Vorstellungen liebäugeln, nicht so richtig im Klaren sind. Unsere ganze Feldflur in ihrer Struktur- und Artenvielfalt ist eine Folge der Landwirtschaft und deren Basis ist die Nutztierhaltung, zum einen durch direkte Beweidung von Flächen, zum anderen – und das ist derzeit (noch) der wesentlichere Teil – durch Anbau des Futters für die Tiere im Stall. Das ist einfach so. Klar ist auch, dass das in der heutigen Form nicht so bleiben kann. Deshalb muss ich Tierschützern Recht geben und kann alle verstehen, die jetzt sagen, die Produkte aus dieser Art von Tierhaltung tue ich mir nicht mehr an. Aber ich bin immer dafür, dass man die Dinge nicht alle in einen Topf wirft, sondern differenziert betrachtet. Nicht alle Nutztiere leben schlecht und nicht tiergerecht, Weidetiere ohnehin nicht und auch manche Stallhaltungsformen kann ich persönlich dort nicht verorten. Das ist ein weites Feld und man wird damit auch manchen Landwirten nicht gerecht. Die Lösung liegt für mich deshalb nicht nur im Veganismus sondern auch in dem Bemühen, die Nutztierhaltung zu „reformieren“. Das fängt an mit dieser teils widernatürlichen Fütterung. Man hat die Tiere zu einer Art „Fressmaschine“ hochgezüchtet. Davon müssen wir weg. Das hätte enorm positive Auswirkungen auf die Landschaft.

Karolin Prott: Ich gebe dir recht, wir brauchen die Tierhaltung auch für die biologische Vielfalt. Und vermutlich haben sich viele mit diesen Zusammenhängen kaum bis gar nicht auseinandergesetzt, denn dafür muss man sich mit Landwirtschaft, Biodiversität und Tierhaltung schon etwas intensiver beschäftigen. Darum bezweifle ich auch, dass es viele Veganer und Veganerinnen gibt, die die Tierhaltung komplett abschaffen wollen würden. Zumindest sobald sie sich diese Zusammenhänge deutlich gemacht haben. Aber man muss auch ganz klar sagen, dass die Vorteile, die Beweidung und Heumahd bringen, nur bei einer sehr extensiven Landnutzung mit extrem wenigen Tieren der Vielfalt von Pflanzen, Vögeln und Insekten nutzt. Und das ist aktuell kaum der Fall. Unsere Tierhaltung sieht in den meisten Fällen nun mal anders aus. Und wenn man letztlich unsere Vision von extensiver Tierhaltung mit viel Weidegang für die Tiere - dort wo es möglich ist auch ganzjährig, das geht aber je nach Winter und Tieren nicht in allen Gebieten - umsetzen will, dann heißt das eine enorm drastische Reduktion unseres Konsums tierischer Lebensmittel. Ganzjährige Stallhaltung ist für mich prinzipiell nicht artgerecht, aber darüber dürfen wir ja durchaus unterschiedlicher Meinung sein [grinst].

Heißt das, die Menschen müssen vielleicht doch mehr Geld ausgeben beim Kauf von Fleisch, Milch, Käse und Eiern?

Karolin Prott: Wenn man beim Kauf von Lebensmitteln auf artgerechte Haltung und Naturverträglichkeit achten will, wird es zwangsläufig teurer werden. Eine Option ist dann halt, entsprechend seltener Fleisch und Milchprodukte zu konsumieren. Gerade in Deutschland sind Lebensmittel auch noch besonders billig, in anderen EU-Ländern müssen die Menschen einen größeren Teil ihres Geldes für Essen ausgeben. Nahrungsmitteln und den Menschen, die diese produzieren, allen voran die Landwirte, wird nur wenig Wertschätzung entgegengebracht und das drückt sich auch in den Preisen aus und ist ein Problem. Unsere Landwirtschaft funktioniert aktuell aber überhaupt nur über Subventionen, ohne die würde gar nichts gehen. Darum ist genau da auch die Möglichkeit gegeben, über eine sinnvollere Verteilung der Gelder dafür zu sorgen, dass nachhaltig und tiergerecht produzierte

Nahrungsmittel subventioniert werden und dann eben nicht wesentlich teurer für uns Verbraucher und Verbraucherinnen sind. Das ist auch eine Frage der sozialen Gerechtigkeit, denn Menschen mit weniger Geld sollen ja nicht benachteiligt werden.

Matthias Scheffler: Du hast ja schon angedeutet, dass wir heute in Deutschland nur ca.10 Prozent des Einkommens für Ernährung ausgeben und das ist natürlich ein wirklich geringer Prozentsatz und bei den weitaus meisten Menschen ist das sicher ausreichend Luft nach oben. Hinzu kommen dann solche Dinge wie mehr selber kochen, weniger wegwerfen, durch die man das ausgleichen könnte. Natürlich gibt es Familien, die jeden Groschen dreimal umdrehen müssen, auch beim Essen. Aber bei der überwiegenden Mehrzahl ist es doch eher der innere Schweinehund und diese „Geiz ist geil“-Mentalität, die man uns da anzüchtet und auch beim Essen an der falschen Stelle sparen lässt. Ich halte diese soziale Frage ein wenig für eine Scheindiskussion. Wir messen der Ernährung einen zu geringen Wert bei, das Auto und das Reisen ist vielen wichtiger. Viele könnten doch heute schon problemlos die teureren Produkte aus artgerechter und naturverträglicher Haltung kaufen und tun es nicht. Gut, auch die fehlende Zeit mag da eine Rolle spielen. Und du hast es ja schon erwähnt, es ließe sich viel über eine sinnvollere Verteilung der Gelder regeln. Es muss doch gar nicht sein, dass die Lebensmittelpreise ins Unerwünschte schießen. Das ist doch Quatsch. Die Töpfe sind doch so voll wie nie. Nicht „Geiz ist geil“ sondern „gut ist geil“ sollte die Devise heißen und gut heißt eben, dass es nicht nur uns gut geht, sondern auch den Tieren und der Natur. Aber das ist ein Systemfehler, wir rennen den falschen Werten nach.

Was sollten diejenigen, die beim Kauf auf mehr Tierwohl und Naturschutz achten wollen, beachten?

Karolin Prott: Ich halte es generell für sinnvoll, möglichst viel biologisch und regional produzierte Lebensmittel zu kaufen. Gerade beim Thema Tierwohl sollte aber klar sein, dass „bio“ nicht heißt, dass alles super war und die Tiere nur glücklich auf der Weide standen. Was das angeht, gibt es enorme Unterschiede. Der kleine landwirtschaftliche Betrieb aus der Region hält seine Tiere teilweise viel artgerechter, auch ohne Bio-Siegel. Bei der Direktvermarktung kann man sich wesentlich besser selbst ein Bild von der Tierhaltung machen und unterstützt die Landwirte vor Ort.

Matthias Scheffler: Ich halte sowohl hinsichtlich Tierwohl als auch Naturschutz die naturverträgliche Beweidung für einen Segen und empfehle immer, diese Landnutzungsform durch Kauf der Produkte zu unterstützen, auch wenn sie etwas teurer sind als im Supermarkt. Man kann da eigentlich nicht viel verkehrt machen. Leider ist diese Form der Landnutzung noch zu wenig verbreitet und viele Anbieter haben schon einen festen Kundenstamm. Und da bekommt man eben auch „nur“ Fleisch und Wurst. Darüber hinaus wird es schon komplizierter und man müsste sich eigentlich die Zeit nehmen und näher hinter die Kulissen schauen, wenn man wirklich sicher gehen will, was man da kauft. Grob gesagt: Bei Bio ist sicherlich die natur- und umweltverträgliche Erzeugung von Vorteil. Bei regionalen Produkten sind es die geringen Transportwege und die Unterstützung der regionalen Landwirtschaft, über die Art der Erzeugung sagt das wenig. Auch dort muss man genauer hinschauen. Allerdings sind auch die Möglichkeiten für einen regionalen Einkauf in unserer Region noch nicht berauschend. Ohne den Supermarkt kommt man schwer aus. Aber es gibt mittlerweile doch Initiativen, die sich jetzt um die regionale Vermarktung bemühen. Das mit dem Tierwohl sehe ich wie du.

Um sich mit diesem Thema auseinanderzusetzen, dementsprechend einzukaufen und zu kochen, braucht man aber nicht nur den Willen, sondern auch die Zeit und die Möglichkeit dazu. Ist das Ganze eine „Luxus-Diskussion“ für eine nur sehr kleine Bevölkerungsgruppe?

Karolin Prott: Keine einfache Frage. Es ist insgesamt bestimmt nur ein sehr kleiner Teil von Menschen in Deutschland, die sich mit dem Thema wirklich auseinandersetzen. Denn einerseits ist es natürlich so, dass vieles auch von der Zeit und dem Geld, das man zur Verfügung hat, abhängt. Wer viel arbeitet und außerdem eine ganze Familie zu ver-

sorgen hat, hat vermutlich oft weder Zeit noch Kraft und Nerven dazu, sich ständig damit zu beschäftigen, wo und wie das Essen produziert wurde. Das kann ich verstehen und würde da auch niemandem einen Vorwurf machen. Nur weil ich das Thema enorm wichtig finde, heißt das nicht, dass es bei allen Menschen diese Priorität hat. Viele wollen sich mit dem Thema vielleicht auch nicht auseinandersetzen, denn eigene Verhaltensweisen und Routinen zu hinterfragen, ist nie einfach. Vermutlich würde niemand sagen, dass man Tiere schlecht halten soll, aber viele wollen halt auch auf keinen Fall ihren Fleisch-Konsum reduzieren oder mehr Geld dafür zahlen, selbst wenn sie es könnten. Darum wird das Elend der Tiere verdrängt. Letztlich denke ich aber, uns allen sollte unsere Ernährung und ihre Auswirkung auf Tier, Natur und Klima nicht völlig egal sein. Ich respektiere andere Meinungen zu diesem Thema und verurteile Leute nicht pauschal für ihr Verhalten. Trotzdem fällt es mir schwer zu verstehen, wie es so vielen Menschen nicht wichtig zu sein scheint, unter welchen Bedingungen Lebensmittel produziert wurden und was das für Landwirte und Natur und Tiere bedeutet.

Matthias Scheffler: In vielen Punkten kann ich dir einfach nur zustimmen. Familie, Arbeit, Zeit, Geld, das alles spielt eine Rolle und besonders wichtig ist es mir auch, dass wir die Menschen nicht verurteilen. „Wer ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein.“ Das ist ein sehr schlauer Satz. Ich bin mir auch nicht sicher, ob die Anzahl der Menschen, die sich zumindest ab und an mit dem Thema beschäftigen, wirklich so klein ist, wie es manchmal scheint. Aber wir verdrängen die Dinge auch gerne wieder, weil wir ja oft auch eine gewisse Ohnmacht spüren. Wir reden über die Verringerung unseres eigenen Fleischkonsums und hören zugleich in den Nachrichten, dass der weltweite Fleischkonsum noch weiter steigen wird. Das ist doch zum Verzweifeln und da muss man doch vielleicht verdrängen, um nicht verrückt zu werden. Und das ist ja nicht das einzige Thema, was auf den Nägeln brennt. Trotzdem müssen wir diese Dinge immer wieder aufs Tablett bringen und gerade deshalb darf es eben keine „Luxus-Diskussion“ bleiben, denn je länger wir so weiter machen und Veränderungen verschlafen, desto schlimmer wird das Erbachen. Die ganze Misere beim Klimawandel, dem Zusammenbruch der Tier- und Pflanzenwelt hängt alles mit unserer Ernährung und unserem Lebensstil zusammen. Das wissen eigentlich alle. Aber es fehlt das Licht am Horizont. Deshalb lassen wir die Augen zu und laufen weiter in die Irre. Manchmal denke ich, wir können nur noch beten. Aber so kann und will ich nicht enden. Edward Teller, der Erfinder der Wasserstoffbombe, hat einmal gesagt: „Der Unterschied zwischen einem Optimisten und einem Pessimisten besteht heute darin, dass der Optimist glaubt, die Zukunft sei ungewiss.“ Dass die Lösung von Oben kommt, darauf sollten wir uns nicht verlassen. Wir müssen im Kleinen anfangen, im persönlichen Leben, in der Familie, im Ort, in der Region. Und dazu ist nichts besser geeignet als unsere Ernährung.

Was nehmt ihr mit aus diesem Gespräch und wird sich dadurch an eurer Ernährung zukünftig etwas ändern?

Matthias Scheffler: Ich habe mich noch nie in meinem Leben so intensiv mit der „Fresserei“ beschäftigt wie in der letzten Zeit, ohne dabei zuzunehmen. Und ich habe dabei viel gelernt, dafür bin ich dankbar. Ich werde nicht in die Reihen der Veganer oder Vegetarier wechseln, weil ich den Geschmack von gutem Fleisch nicht missen möchte. Zudem bin ich weiterhin fest davon überzeugt, dass wir die Tiere brauchen und als unsere Partner sehen müssen, wenn wir eine artenreiche, vielfältige Kulturlandschaft erhalten oder wiederherstellen wollen. Wir brauchen eine ausgewogene Landschaft aus Natur und Kultur, bei der die Besonderheiten und die Geschichte einer Landschaft Berücksichtigung finden und keinen globalen Einheitsbrei. Und dazu brauchen wir die Tiere, auch die Nutztiere. Wenn ein Tier ordentlich gelebt hat und ebenso gestorben ist, dürfen wir es essen. Müssen das natürlich nicht, das steht jedem frei. Vorgenommen habe ich mir, noch mehr als bisher darauf zu achten, welchen Weg die Speise gegangen ist, die ich auf dem Teller habe, egal ob Tier oder Pflanze. Und ich möchte auch gerne mehr Zeit auf meine Ernährung verwenden. Da können mir meine jungen Kolleginnen ein Vorbild sein. Ob ich das schaffe, weiß ich nicht.

Der Geist ist willig, das Fleisch ist schwach, zumindest manchmal oder eher meistens [lacht].

Karolin Prott: Ich fand es super spannend mit dir über das Thema zu diskutieren. Die Stunden an Diskussion, die diesem Artikel voran gegangen sind, waren ja viel umfassender, als wir das hier abbilden konnten. Und am Ende liegen wir in den meisten Dingen mit unseren Meinungen gar nicht weit auseinander, trotz unterschiedlicher Ernährung. Ich kann darum jedem nur empfehlen, sich immer wieder auf konstruktive Diskussionen einzulassen. Das macht auch einfach Spaß. Während des Gesprächs ist mir auf jeden Fall klar geworden, dass mir selbst die ökologischen Vorteile von naturgerechter Tierhaltung und Beweidung lange Zeit nicht so bewusst waren. Seit einigen Jahren weiß ich das, weil ich mich sowohl im Studium als auch beruflich damit beschäftigt habe, aber das geht vielen Menschen anders. An meiner eigenen Ernährung werde ich wohl nichts wirklich ändern, aber in Diskussionen zum Thema Ernährung, sei es mit Veganern, Vegetarierinnen oder Fleischliebhabern, werde ich die Vorteile sehr extensiver Beweidung künftig mehr einbeziehen.

Vom (Ver)schwinden der Arten Beweidung als Rettungsanker?

In den letzten Jahrzehnten ist viel versucht und probiert worden, wie man diesem rasanten Artenrückgang am besten begegnen könnte, der uns nun eigentlich schon seit geraumer Zeit die Sorgenfalten auf die Stirn malt. Denn die Situation wird immer prekärer. Trotz vieler Bemühungen im staatlichen und ehrenamtlichen Naturschutz schwinden die Arten dahin, besonders im Offenland. Man weiß es ja ohnehin, man braucht nur vor die Haustür zu treten, durch die Feldflur zu gehen oder mit dem Auto durch die Landschaft zu fahren und die Bilder von heute mit denen von vor wenigen Jahren zu vergleichen. Die sauberen Autoscheiben sind dafür ein beredtes, trauriges Zeugnis. Wenn man dann noch die erschreckenden Zahlen betrachtet, dann wird einem noch mulmiger: Die Krefelder Studie zum Beispiel, die eine gewisse mediale Berühmtheit erlangt hat und bei der die Forscher einen Rückgang der Biomasse an Fluginsekten um durchschnittlich 76% über einen Zeitraum von nicht einmal 30 Jahren feststellen mussten, und das, wohlgemerkt, auf Naturschutzflächen. Bei anderen Artengruppen sieht es nicht besser aus. Dabei sollten wir unbedingt dem nicht sonderlich schönen Wort „Biomasse“ Beachtung schenken, also dem Rückgang der Individuenzahlen. Es führt uns klar und deutlich vor Augen, dass das Problem viel grundlegender ist als „nur“ das (Ver)schwinden von Arten: Unsere Ökosysteme stehen am Scheideweg.

Die traurigen Befunde ziehen sich fast flächendeckend über unsere Landschaft. Eine erfreuliche Ausnahme bilden großflächige Beweidungsprojekte, sogenannte „Wilde Weiden“, die zumindest hoffen lassen, dass noch nicht alles verloren ist. Dort sind erstaunliche Erfolge zu verzeichnen, die Mut machen. Man findet sie in historisch gewachsenen, noch erhalten gebliebenen alten Weidelandschaften oder auch in Form von neu etablierten Modellprojekten. In der Regel liegen sie auf Sonderstandorten, auf denen aus unterschiedlichen Gründen ausreichend große Flächen zur Verfügung gestellt werden konnten, zum Beispiel auf ehemaligen Truppenübungsplätzen oder in Bergbaufolgelandschaften. Dort trifft man noch oder wieder auf eine überraschend und erfreulich hohe biologische Vielfalt. Das Management vieler herkömmlicher Schutzgebiete hingegen ist oftmals auf rein mechanische Pflege ausgerichtet und dies

mag durchaus zu sehr bunten und artenreichen Wiesen führen. Aber man kann nicht übersehen, dass beispielsweise die Wiesenbrüter auch dort mittlerweile häufig fehlen. In der „Normallandschaft“ wundert das niemanden mehr, aber auf den Naturschutzflächen? Die Ursachen sind sehr komplex und beginnen meistens schon mit dem geringen Flächenumfang. Aber es fehlt auch oft der Einfluss von Weidetieren. Mähwiesen allein sind bei weitem keine Optimalbiotope in jeder Hinsicht, weder für Wiesenbrüter noch für Insekten und für viele weitere Arten. Die Mahd ist ein schwerwiegender Einschnitt, bei der die Insektenfauna und ihre Entwicklungsstadien schlagartig zerstört werden und sämtliche Wiesenvögel ihre Nahrungsgrundlage verlieren. Und dabei sind sage und schreibe 60 % aller Vogelarten



Star, Foto: Jan Gläßer

ten auf Gliederfüßer angewiesen. Hinzu kommt, dass sich Brutzeiten und Mahdtermine häufig überschneiden und damit viele Gelege verloren gehen. Natürlich gehen auch in Weiden Gelege verloren und natürlich lässt sich das alles für die Tierwelt schonender gestalten: durch staffelartige Mahd auf kleinen Flächen, Brachestreifen, Doppelmesser-Mähwerke mit hohen Schnitthöhen usw.. Doch Theorie und Praxis sind zwei Paar Schuhe, denn das ist aufwändig und daher weniger effizient. Die Befunde in vielen Regionen sind leider ernüchternd und sprechen eine klare Sprache: Es ist oftmals nur eine Frage der Zeit, bis die Populationen der Wiesenvögel in solchen Gebieten zusammengebrochen und auch zahlreiche Insektenarten verschwinden sind. Hinzu kommt noch der oftmals beträchtliche Einfluss aus der Umgebung, in der häufig gedüngt und gespritzt wird, was das Zeug hält. Viele Wildbienenarten benötigen ebenfalls Weiden, weil drei Viertel von ihnen ihre Nester im Boden anlegen und



Rote Mauerbiene. Foto: Jan Gläßer

sie dazu besonnte Störstellen oder Rohbodenflächen brauchen. Aber auch viele Vogelarten, die nicht auf dem Boden der Weiden brüten, profitieren erheblich, beispielsweise Neuntöter, Hänfling und viele Greifvögel- und Eulenarten. Am bekanntesten sind wohl der Star und die Rauch- und Mehlschwalbe, de-



Rauchschwalbe, Foto: Jan Gläßer



Foto: Matthias Scheffler

ren Existenz förmlich an den Insektenreichtum der Landschaft gebunden ist.

Welch enorme Bedeutung Weiden als Nahrungsbasis haben, zeigt folgende einfache Kalkulation: Eine Kuh bringt es auf etwa 20 kg Kuhfladen pro Tag, rund 2 t pro Jahr, wenn das Tier ganzjährig draußen ist. Das bildet die Nahrungsgrundlage für etwa 100 kg Insektenmasse, eine Basis für die Entstehung von bis zu 10 kg Wirbeltiermasse: Wiesenvögel, Reptilien, Amphibien, Fledermäuse und so weiter. Dass diese einfache Rechnung aufgeht, machen die großflächigen Modellprojekte zur Beweidung in Deutschland und Europa eindrucksvoll deutlich.



Foto: Jan Gläßer

Eine Nebenbemerkung sei noch gestattet. Während man in den Wilden Weiden die ganz oder fast ausgerotteten großen Pflanzenfresser Auerochse (Heckrind als dessen Nachzucht), Wisent und Wildpferd wieder nach Mitteleuropa zurückholt und in Ehren hält, stellt man dem Rothirsch, dem einzigen großen Herbivoren, der uns noch verblieben ist, weiterhin unerbittlich nach und vertreibt ihn fast komplett aus dem Offenland in den Wald. Und dann regt man sich wiederum über die Schäden auf, die er dort anrichtet. Eine völlig widernatürliche und unerträgliche Situation, über die auch in Teilen des Naturschutzes einfach der Mantel des Schweigens gehüllt wird.

Nun lassen sich diese großflächigen Wilden Weiden nicht so ohne weiteres auf sämtliche Landschaften übertragen, auch nicht auf unsere Region. Aber auch wenn kleinere Brötchen gebacken werden müssen, sind viele Dinge durchaus vergleichbar und mit Haus-Weidetieren umsetzbar. Die Anerkennung der Beweidung im Naturschutz wächst. Es gibt aber häufig auch noch Vorbehalte. Man hat dabei, natürlich berechtigt, die krassen Schäden durch sehr intensive Beweidung vor Augen. Aber intensiv und naturverträglich sind wie Äpfel und Birnen, also nicht vergleichbar. Der Weg jedenfalls, artenreiche Landschaften allein durch Mahd mit einem bestimmten Management erhalten zu wollen, stellt sich zunehmend als Sackgasse heraus. Es muss versucht werden, in möglichst weiten Teilen der Landschaft einen gesunden Mix aus Weiden und Wiesen zu etablieren, natürlich beide möglichst naturverträglich bewirtschaftet

und auch auf vielen landwirtschaftlichen Flächen, nicht nur in Schutzgebieten. Das gilt auch für unsere Region. Ansonsten werden wir es vermutlich nicht schaffen, die biologische Vielfalt zu bewahren. Dies setzt auch in starkem Maße die Beteiligung und Mitwirkung der Landwirte voraus, die sowohl finanziell als auch öffentlichkeitswirksam unterstützt werden müssen, um durchaus vorhandene Ansätze zur naturnahen Beweidung weiter auszubauen und zu verbessern.

Ein weiteres Problemfeld soll noch erwähnt werden. Viele der naturschutzfachlich wertvollen Flächen sind Bestandteil des europäischen Schutzgebietsnetzes Natura 2000 und liegen in Fauna-Flora-Habitat (FFH)-Gebieten, in denen bestimmte Lebensraumtypen (LRT) ausgewiesen sind, die laut Richtlinie in einem günstigen Erhaltungszustand verbleiben müssen, ansonsten drohen Sanktionen von der Europäischen Union. Bei der Ausweisung dieser LRT-Flächen fanden vorwiegend botanische Gesichtspunkte Berücksichtigung. Hinzu kommt, dass die mittlerweile äußerst prekäre Lage vieler Vogel- und Insektenarten bei der Etablierung von Natura 2000 noch nicht in diesem Ausmaß erkennbar war.

Die beiden für unsere Region wesentlichen LRTs sind Borstgrasrasen und vor allem Bergmähwiesen. Bei den Letzteren wird, wie der Name schon sagt, der Mahd die dominierende Rolle eingeräumt. Auch hier kommt es manchmal zu Konflikten, wenn auf solchen Flächen beweidet werden soll, zum Beispiel aus Gründen des Insekten- und Vogelschutzes. Hier müssen Kompromisse gefunden werden, bei denen die neueren Entwicklungen und aktuellen Gegebenheiten vor Ort Berücksichtigung finden.

Man sollte das europäische Schutzgebietsnetz schon als eine Erfolgsgeschichte sehen. Ohne dieses sähe es vermutlich noch viel trüber aus in unserer Landschaft. Ein durchaus sinnvolles Instrumentarium eigentlich, das aber leider vielen aktuellen Entwicklungen, wie zum Beispiel dem europaweiten Rückgang der Wiesenbrüter und den drastischen Verlusten an Insekten, nicht ausreichend Rechnung tragen kann, ebenso wenig wie bestimmten lokalen oder regionalen Besonderheiten. Hier eng am „Puls der Zeit“ zu bleiben, dazu ist man offensichtlich (noch) nicht in der Lage.

Matthias Scheffler

Literatur/Quelle:

Dieter Haas (2019): Wiesen- oder Weidevögel? FALKE 7/2019, 22-27.

Außerdem siehe Buchempfehlung zur Beweidung auf Seite 2.

Hecken als Landschaftselemente



Drachenleithe in Pöhla, Foto: Luise Eichhorn

Hecken prägen unsere Kulturlandschaften. Sie dienen zur Abgrenzung von Feldern, als Erosionsschutz vor Wind und Wasser, Lebensraum, zur Rohstoffgewinnung und leisten einen wichtigen Beitrag zum Bild und zur Strukturvielfalt in der Landschaft. Früher entstanden Hecken meistens auf Flurgrenzen, auf denen die Lesesteine aus den Feldern abgelegt wurden. Darauf entwickelten sich über Jahrzehnte Sträucher und Bäume. Diese wurden von den Landwirten zur Holzgewinnung genutzt, das Laub und Reisig diente als Streueinlage für das Vieh. Teilweise dienten Hecken auch als „lebender Viehzaun“. Heute stehen Hecken vor allem im Naturschutz im Fokus, da sie wichtige Landschaftselemente darstellen, wo viele teils schützenswerte Tierarten beheimatet sind. Typische Heckenbewohner



Foto: Jan Gläßer

ner sind Hase, Haselmaus, Igel und Fledermaus, außerdem viele Vögel wie zum Beispiel Neuntöter und Mönchsgrasmücke, sowie Reptilien und Amphibien, beispielsweise Blindschleiche, Zauneidechse und Erdkröte. Auch zahlreichen Insekten bietet eine Hecke Lebensraum. Diese Arten ziehen ihren Nachwuchs groß und/oder finden hier Schutz vor Witterung, Deckung vor Beutegreifern und Winterquartiere. Darüber hinaus bieten Bäume und Sträucher wichtige Nahrungsquellen für Vögel, Insekten und Säugetiere. Hecken dienen auch als Biotopverbund zwischen verschiedenen Lebensräumen – eine Art Wanderkorridor, welchen vor allem Säugetiere, wie z.B. Haselmäuse gern nutzen. Hecken lassen sich je nach Größe in Nieder-, Mittel-, und Baumhecken unterteilen. Das ausgewogene Verhältnis dieser unterschiedlichen Heckenarten in der Landschaft ist entscheidend für die Vielfalt der Tier- und Pflanzenarten, die in den

Hecken und deren Umgebung leben. Wurden Hecken früher jährlich partiell oder einzelstammweise zur Holzgewinnung genutzt, haben sich heute viele Hecken zu Baumhecken entwickelt. Es dominieren Pappeln, Birken und Ahorn und nur im Unterwuchs, stark verkahlt und vergreist, fristen Straucharten wie Holunder, Schneeball oder Weißdorn ein kümmerliches Dasein. Deshalb ist es notwendig, Hecken zu pflegen und die Baumarten zurückzudrängen. So wird die Strauchschicht belichtet und dadurch gefördert. Bei Hecken, die länger als 100 m sind, ist es sinnvoll diese jährlich in 100 m Abschnitten zu pflegen, um den Eingriff nicht zu radikal zu gestalten. Grundsätzlich wird zwischen „Auslichten“ und „Auf Stock setzten“ unterschieden. Beim „Auslichten“ werden 40-60 % der Hecke handbreit bis ca. 20 cm über dem Boden zurückgeschnitten, bei „Auf Stock setzten“ 70 – 80 %. Grundsätzlich ist bei jedem Heckenrückschnitt darauf zu achten, dass keine Bruthöhlen zerstört oder entfernt werden. Eine Heckenpflege, also ein Rückschnitt, darf laut Sächsischem Naturschutzgesetz (§ 39, Abs. 5, Nr.2, BNatSchG) nur zwischen dem 1.10. bis 28.02. jeden Jahres erfolgen. Wer Flächen mit Hecken in der freien Landschaft besitzt bzw. bewirtschaftet und diese gern über Förderung pflegen lassen möchte, schaut am besten auf die Internetseite des Sächsischen Ministerium für Umwelt und Landwirtschaft (SMUL) unter Förderportal, Richtlinie Natürliches Erbe RL NE/2014: Anlage und Sanierung von Gehölzen. Grundvoraussetzungen für eine Förderung sind, dass die Maßnahme aus naturschutzfachlicher Sicht sinnvoll sein muss, die Gehölze in den letzten 5 Jahren nicht beschnitten wurden, das Schnittgut vollständig entfernt wird und der Förderbetrag bei mindestens 500 € liegt. Wer sich für eine Heckenneuanlage interessiert, findet findet auf der gleichen Internetseite eine Tabelle mit einer Vielzahl empfohlener Straucharten. Wichtig: Ab dem **1. März 2020** gilt eine uneingeschränkte **Genehmigungspflicht für die Ausbringung gebietsfremder Pflanzen in der freien Natur**. Bei der Anlage von Gehölzen über Förderung müssen Sie also zukünftig auf Regiosaatgut bzw. Regiopflanzgut zurückgreifen. Bezugsquellen hierzu finden Sie auf der Internetseite: www.divergen.lpv.de/gebietseigene-gehoelze/bezugsquellen.html. Falls Sie Fragen dazu haben, melden Sie sich bei uns - beim Landschaftspflegeverband Westerzgebirge e.V. – wir beraten Sie gern.

Dr. Luise Eichhorn



Heckenpflege durch den LPV in Pöhla, Foto: Luise Eichhorn

Die Kreuzotter

Porträt unserer heimischen Giftschlange



Fotos Kreuzotter: Jan Gläßer

Nur sehr selten bekommt man in Deutschland eine Schlange zu Gesicht. Der Reptilienbestand geht zurück, auch sie leiden unter der Zerstörung ihres Lebensraumes. Hinzu kommt, dass Schlangen überaus scheue Tiere sind, die ein eher verstecktes Leben führen. Insgesamt sechs Schlangenarten sind in Deutschland heimisch, sie alle stehen unter Naturschutz. Die Ringelnatter ist die häufigste von ihnen, die kleinste Schlangenart ist die Schlingnatter. Sehr selten ist die Würfelnatter, die in Sachsen nur noch an der Elbe zu finden ist, und von der Äskulapnatter lebt keines der wenigen Tiere in Sachsen. Die giftige Aspisviper ist nur noch im Südschwarzwald zu finden. Die Kreuzotter ist ebenfalls eine Giftschlange und auch ihr Bestand ist bedroht, im Westerzgebirge sind aber noch vergleichsweise viele Exemplare zu finden. Das Gift benötigt sie zum Töten ihrer Beute, die überwiegend aus Mäusen besteht, teilweise werden auch Grasfrösche oder Eidechsen verspeist. Jungtiere ernähren sich ausschließlich von kleinen Fröschen und Eidechsen. Das Gift der Kreuzotter ist für gesunde, erwachsene Menschen ungefährlich, die Dosis ist nicht tödlich. Außerdem sind die Kreuzottern friedliebende Tiere, die bei Gefahr eher fliehen als angreifen. Auch schützen festes Schuhwerk und lange Hosen beim Wandern und Pilze Suchen im Schlangengebiet. Erkennen kann man Kreuzottern an dem Zickzackband auf ihrem Rücken, das vermutlich auch der Grund für ihren Namen ist. Männchen sind zumeist eher in Grautönen mit schwarzen Zeichnungen, die Weibchen in braun, rötlich oder beige mit dunkelbraunem Zickzackband zu finden. Auch komplett schwarze Tiere gibt es, im Volksmund „Höllenotter“ genannt.

Die Lebensräume einer Kreuzotter waren ursprünglich lichte Hochmoore, sonnige Waldränder sowie Feuchtfelder und Freiflächen im Wald, wo liegendes Totholz und Baumstubben als Sonnenplatz und Tagesversteck vorhanden sind. Auch in Hohlräumen unter Steinen, im Moos oder in Erdlöchern verstecken sich die Schlangen. Seit die Landschaft durch uns Menschen geformt wurde, findet sie zudem in einer strukturreichen Kulturlandschaft ihren Platz: in Trockenmauern, sonnigen Hecken, mageren Wiesen und Weiden mit Lesesteinhaufen als Sonnenplätze und kleinen Sträuchern als schattige Verstecke.

„Erst, als sie weiterlaufen wollte, schrak sie zusammen. Keinen Schuh breit vor ihr lag die Kreuzotter. Es war eine außergewöhnlich große Schlange, die sich jetzt träge, den größten Teil noch geringselt auf den Steinen, den Kopf aber schon ins Gras des Bodens gesteckt – unterm Gras versteckt – gegen einen Strauch hin bewegte, sich dabei immer mehr streckte, auseinanderzog, Ring um Ring wegzog aus dem runden Kuchen, der ihr Leib gewesen war, und schließlich unterm Busch verschwand. Nur ein Schwanzrest, die Schwanzspitze züngelte noch aus dem Wäsen. Ein Sog und zugleich etwas Widerstrebendes lag im Wegziehen, im Weggleiten dieses Leibes, lag im Zeitlupentempo, mit dem der eben noch rund hingebreitete Leibhaufen, das Leibknäuel sich löste, auflöste. In dieser trägen, klebrig trägen Bewegung lag eine Mißachtung der Gefahr, eine Verachtung all dessen, dachte Linda, was nicht Schlange war, was nicht ihre Macht und Unverletzlichkeit war, was nicht Höhle war, nicht Dunkelheit und Tiefe, nicht Uterus, nicht Erde, was nicht Leben war.“

Hans Boesch (1926-2003), „Schweben“

Kreuzottern brauchen ein Mosaik aus niedrigen und höherwüchsigen Pflanzen und offenen Flächen. Nur leider sind genau diese Lebensräume in den letzten Jahren immer mehr verloren gegangen. Magerwiesen wurden nicht mehr bewirtschaftet und sind verbuscht oder die Wiesennutzung wurde zu sehr intensiviert, Hecken und Steinrücken wurden zerstört oder werden kaum noch gepflegt, im Wald finden sich kaum totholzreiche Freiflächen. Wobei dort der Borkenkäfer nun vermehrt günstige Lebensräume schafft, zumindest aus Sicht der Kreuzotter. Lebensraumverlust ist jedoch nur ein Grund für den Rückgang der Kreuzotterbestände. Auch der dramatische Rückgang der Amphibien, auf die vor allem Jungtiere als Nahrung angewiesen sind, ist ein Problem. Darüber hinaus sterben bei ihren Wanderungen unzählige Schlangen im Straßenverkehr, der die Lebensräume zunehmend zerschneidet und auch den genetischen Austausch zwischen Populationen erschwert. Neben uns Menschen und unserer Form der Landnutzung zählen zu den Feinden der Kreuzotter auch Wildschwein, Marder, Fuchs und Bussard. Den Jungtieren kann sogar ein Igel gefährlich werden. Allerdings sind die mittlerweile sehr selten geworden.

Wie alle Reptilien sind Kreuzottern wechselwarm, das heißt, ihre Körpertemperatur passt sich der Umgebungstemperatur an. Aus diesem Grund brauchen diese tagaktiven Schlangen so



Foto: Matthias Scheffler



wohl Sonnenplätze in ihrem Habitat als auch kühle, schattige Aufenthaltsmöglichkeiten. Um der Kälte im Winter zu entgehen, halten sie Winterschlaf und ziehen sich dafür ab Oktober/November in frostfreie Erdspalten oder Baumstümpfe zurück. Die wärmenden Sonnenstrahlen zur Schneeschmelze im April wecken sie aus diesem Schlaf und die Schlangen suchen sich Sonnenplätze, um wieder munter zu werden. Auf ausgewählten Paarungsplätzen treffen sich Schlangen beider Geschlechter und später nutzen die Weibchen diese Plätze auch als Kinderstube. Da Kreuzottern zur Paarung meistens an ihren Geburtsort zurückkehren, haben diese Orte eine enorme Bedeutung. Werden sie zerstört, ist das eine große Bedrohung für die lokale Kreuzotterpopulation. Leider sind diese Plätze kaum bekannt, so dass wir Menschen häufig nicht wissen, ob wir uns am schützenswerten Rendezvous-Platz befinden. Kreuzottern brüten ihre Eier im Körper aus, bzw. lassen sie von der Sonne ausbrüten, die wärmend auf ihren Körper scheint. Die 5-15 jungen Kreuzottern kommen dann lebend zur Welt und haben anfangs das Format eines Bleistifts. Allerdings wachsen sie enorm schnell. Da die Haut bei Kreuzottern nicht mitwächst, müssen sie diese immer wieder erneuern und die alte abstreifen. Vielleicht finden Sie ja auf einem aufmerksamen Frühlingsspaziergang ein solches Exemplar zwischen Heidekraut oder Heidelbeersträuchern.

Um die Kreuzotter zu unterstützen, kann man ihren Lebensraum beispielsweise mit der Anlage von Trockenmauern und Steinhaufen aufwerten. Dies plant der Landschaftspflegeverband in Kooperation mit Flächeneigentümern und Bewirtschaftern an ausgewählten Stellen. Die Steinhaufen können von Schlangen und Eidechsen als Sonnen- und Versteckplätze genutzt werden. Hebt man außerdem noch eine ca. 1 m tiefe Mul-



Foto: Matthias Scheffler

de aus und legt darin den Steinhaufen an, können die Schlangen dort eventuell sogar ihr Winterquartier finden. Auch die Entbuschung von zugewachsenen Blockhalden, die Pflege von Hecken und Steinrücken (siehe den Beitrag zu den Hecken auf Seite 17) oder die Instandsetzung bzw. Anlage von Teichen als Amphibienlebensraum können sinnvolle Artenschutzmaßnahmen für die Kreuzotter sein. Denn auch wenn man viel Glück haben muss, um eine Kreuzotter beobachten zu dürfen, wäre es doch sehr schade, wenn diese interessanten Tiere in unserer Landschaft keinen Platz mehr hätten.

Karolin Prott

Der Maulwurf

Tier des Jahres 2020

Pünktlich zur Ernennung der Montanregion Erzgebirge zum Weltkulturerbe wurde von der Deutschen Wildtier Stiftung ein ganz besonderer „Bergmann“ zum Tier des Jahres 2020 gewählt: der Maulwurf. Die Gründe sind ähnlich. Man ist etwas Besonderes. Nun macht sich der richtige Bergmann, ebenso wie der falsche, durch seine Halden in der Landschaft bemerkbar, die dann schnellstmöglich begradigt werden müssen. So mancher Gartenbesitzer lässt es jedoch bei einer „Haldensanierung“ nicht bewenden. Er wird vom Jagdfieber gepackt und stellt dem Unhold nach, obwohl dieser gesetzlichen Schutz genießt. Dabei hat er, im Gegensatz zum richtigen Bergmann, nur ein falsches Image. Denn dort, wo er seine Spuren hinterläßt, ist das Bodenleben meist noch intakt. Er durchlüftet den Boden und verbessert damit die Lebensbedingungen für solche Arten wie Erdhummel und Erdkröte, vertilgt pflanzenfressende Insekten und Schnecken und vertreibt Wühlmäuse. Jeder naturnahe Gärtner sollte sich also über den fleißigen Helfer freuen und ihn gewähren lassen. Flächenversiegelung und Bodenverdichtung, Verlust von Wiesen, Weiden und Brachen machen es dem „Erdbohrer“ schwer. Er ist ein Symbol für die Wichtigkeit der Artenvielfalt unter der Erdoberfläche. Hoffen wir also, dass im Erzgebirge auch in Zukunft neben den fleißigen Stollenbäckern auch möglichst viele Stollengräber ihr Handwerk verrichten. Gerade bei uns muss man doch das „Wühlen unter der Erde“ in Ehren halten.

Matthias Scheffler



Foto: Jan Gläßer

Die Turteltaube

Vogel des Jahres 2020

Turteltaube, Fotos: Jan Gläßer



„Die Turteltaube ist nicht nur ein schön gezeichneter, sondern auch in seinem ganzen Wesen lebenswürdiger Vogel, so daß man sich nicht wundern darf, wenn sie von Dichtern und Liebenden hochgeachtet wird. Schon ihre Schönheit nimmt für sie ein. Ihre sanften Farben gehen ansprechend ineinander über und stehen so geschmackvoll neben einander, daß man sie mit Vergnügen ansieht.“

Ludwig Brehm (1784-1864)

Bei uns anzutreffen: Mai-September

Überwinterungsgebiet: Sahelzone, südlich der Sahara

Lebensraum: halboffene Landschaften und lichte Wälder

Nistplätze: Flaches Nest in Hecken, Feldgehölzen, Waldrändern, größeren Gärten, Streuobstwiesen

Brutzeit: Mai – Juni

Gelege: 2 Jahresbruten mit je 2 Eiern

Nahrung: Samen, trockene Früchte

Gut, dass es Worte gibt und gute Fotografien, damit wir uns ein Bild machen können von diesem wunderbaren Taubenvogel, denn draußen in der Natur wäre es eher wie ein Sechser im Lotto, wenn wir ihn zu Gesicht oder Gehör bekämen. Denn auch beim Vogel des Jahres 2020 reden wir über eine Vogelart, die sich langsam aber sicher, sang- und klanglos vom „Acker macht“, aus unseren Landschaften verschwindet, ohne dass es uns so recht zu Bewusstsein kommt. Der Symbolvogel für Liebe, Freundschaft und Frieden schlechthin ist also auf dem absteigenden Ast. Aber Symbole zählen nicht mehr viel heutzutage. Lassen wir also lieber Zahlen sprechen, das ist eher zeitgemäß: Seit 1980 ist der Bestand der Turteltaube in Deutschland um fast 90 Prozent zurückgegangen. Selbst vielen Naturschützern und Ornithologen ist erst durch diese erschreckende Bilanz, die im Zusammenhang mit der Ernennung zum Jahresvogel breitere Verbreitung gefunden hat, so richtig deutlich geworden, wie dramatisch die Situation ist. Ganze Landstriche sind schon turteltaubenleer oder zumindest fast. Unsere Region macht da keine Ausnahme, obwohl der Beweis schwierig anzutreten ist, denn über die genauen Vorkommen und aktuellen Bestände ist hier wenig bekannt. Die Art war in den höheren Lagen des Erzgebirges auch früher nur selten anzutreffen. Waldreiche,

kühle Gegenden sind nicht ihr Fall. Bei einer Anfrage dazu bei den Ornithologen der Region hat sich dies bestätigt. Es wurde zudem deutlich, dass die Bestände der mittleren und unteren Lagen stark rückläufig sind und nur noch an wenigen Stellen Turteltauben vorkommen.

Wie so häufig bei einem Vogel, der um die halbe Welt reist, ist es ein ganzer Komplex von Ursachen, den man für den Rückgang verantwortlich machen kann:

Es beginnt in den Brutgebieten. Wie bei vielen anderen Arten spielt die Nahrungsgrundlage eine maßgebliche Rolle. Aber diesmal sind es nicht die Insekten, die fehlen. Die Turteltaube ist fast ein reiner Vegetarier, aber auch bei dieser Art liegt die Krux in der intensiven Landwirtschaft. Man ist es fast leid, es immer wieder zu wiederholen, aber es ist nun einmal so: Die Tatsache, dass jeder Quadratmeter möglichst intensiv bewirtschaftet wird, lässt sämtliche Kleinstrukturen wie Säume und Altgrasbereiche verschwinden und nimmt nicht nur den Insekten jede Lebensmöglichkeit, sondern auch den Wildkräutern. Zudem werden diese als Unkräuter noch durch Pestizide bekämpft. Die Liebestaube ist auf Gedeih und Verderben auf diese angewiesen. Man treibt sie damit im Grunde automatisch vor diesen Abgrund, vor dem sie nun steht. Dazu mangelt es in vielen Landschaften natürlich auch an Strukturen wie Hecken, Feldgehölzen usw., die sich als Neststandorte eignen. Bei uns mag das weniger der Fall sein.

Der Versuch, hier gegenzusteuern, erscheint derzeit ein wenig wie der Kampf gegen Windmühlen, obwohl es natürlich einige Möglichkeiten gibt, die Landnutzung etwas extensiver zu betreiben.

Auf dem Zug sieht es nicht besser aus. Besonders kurios und widerlich zugleich darf man es finden, dass diese Vogelart, wie andere Tauben auch, in 10 europäischen Ländern immer noch mit offizieller Erlaubnis der EU bejagt werden darf, obwohl es sich um eine mittlerweile sogar weltweit gefährdete Art handelt. Zirka 1,4 Millionen Turteltauben fallen jährlich auf ihrer langen Reise in den sonnigen Süden und zurück diesem höchst fragwürdigen „Vergnügen“ zum Opfer. Falls Sie dies ebenso makaber und nicht hinnehmbar empfinden wie wir, dann beteiligen Sie sich bitte an der Petition (www.vogeldesjahres.de/petition), die der NABU in dem Bemühen ins Leben gerufen hat, diesem Skandal endlich ein Ende zu setzen.

Aber nicht nur dieser Gefahr ist die Turteltaube auf ihren langen Reisen nach Afrika ausgesetzt. Wie andere Arten auch müs-



sen sie rasten und fressen und laufen dabei immer mehr Gefahr, ein Opfer der zunehmenden Vergiftung unserer Landschaften zu werden. Ein schwerwiegendes Problem in weiten Teilen Europas. Dazu gibt es Aufsehen erregende neue Forschungsergeb-

nisse, über die wir Sie im folgenden Beitrag noch kurz informieren möchten.

Aber nicht nur dieser Gefahr ist die Turteltaube auf ihren langen Reisen nach Afrika ausgesetzt. Wie andere Arten auch müssen sie rasten und fressen und laufen dabei immer mehr Gefahr, ein Opfer der zunehmenden Vergiftung unserer Landschaften zu werden. Ein schwerwiegendes Problem in weiten Teilen Europas. Dazu gibt es Aufsehen erregende neue Forschungsergebnisse, über die wir Sie im folgenden Beitrag noch kurz informieren möchten.

Und auch aus den Winterquartieren kommen schlechte Nachrichten: Durch Landwirtschaft und illegale Waldrodungen wird immer mehr Lebensraum vernichtet.

Es kommt also nicht von ungefähr, dass die Turteltaube, wie fast alle Langstreckenzieher, zu den großen Sorgenkindern des Naturschutzes gezählt werden muss. Nur noch wenige ihrer Art können uns ein Lied dazu singen.

Aber kommen wir noch einmal zurück auf die Liebe und zwar in Form einer Liebeserklärung an die Tauben aus der Feder der großartigen Schweizer Dichterin Erika Burkart und hoffen wir, dass uns auch die kleinste, grazilste und hübscheste unter ihnen, die Turteltaube, doch noch ein wenig erhalten bleiben möge. Und vielleicht kommen ja auch wieder bessere Zeiten, in denen wir das Turteln dieser bemerkenswerten Tiere wieder öfter zu hören und zu sehen bekommen und uns zum Vorbild nehmen dürfen.



„Heute früh den Flug der Tauben im Nebel beobachtet und begriffen, weshalb Picasso diesem Vogel besondere Beachtung schenkte. Die Tauben, die ich sah, flogen mit aufgefächerten Schwanzfedern (Steuer?), propellerartigen Flügeln. Den verhältnismäßig langen Hals gestreckt, an diesem der kleine runde Kopf. Sie sahen aus wie unbeholfene Engel, die das Fliegen lernen.“
Erika Burkart (1922-2010), „Am Fenster, wo die Nacht einbricht. Aufzeichnungen“

Matthias Scheffler

Vogelsterben durch Insektizide

Vor allem Langstreckenzieher betroffen

„Der frühe Vogel fängt den Wurm“. Wir Menschen können es uns durchaus leisten, diesen Spruch zumindest gelegentlich zu ignorieren. In der Vogelwelt hat er ganz wesentliche Bedeutung, vor allem für die Zugvögel. Vögel, die zeitig im Brutgebiet ein-

treffen, können die besten Reviere besetzen und haben folgerichtig die günstigsten Aussichten auf eine erfolgreiche Brut. Nicht nur der Klimawandel, sondern auch die Gegebenheiten auf dem Zug beeinflussen die Ankunft der Vögel stark. Vögel brauchen Energie, müssen „tanken“, müssen fressen was das Zeug hält, damit sie ihre lange Reise ins Brutgebiet erfolgreich, schnell und pünktlich beenden können. Diesbezüglich bringen nun neue Forschungsergebnisse zum Einfluss von Agrarchemikalien auf Vögel Erstaunliches zutage. Mehrfach wurde schon bekannt, dass insbesondere die ohnehin seit der Debatte um das Insektensterben stark in der Kritik stehenden Neonicotinoide trotz vorschriftsmäßiger Dosierung durch Verzehr der Samen von behandelten Pflanzen zu einem Massensterben bei Vögeln führen können. Meistens kommt es jedoch nicht zum Tod, aber zu Störungen des Stoffwechsels und der Orientierungsfähigkeit, ähnlich wie bei den Insekten. Neuere Untersuchungen zeigen nun, dass die Aufnahme von Neonicotinoiden zu rapiden Gewichtsverlusten binnen Stunden führen und den Weiterzug der Vögel um bis zu 3,5 Tage verzögern, weil sie sich sozusagen von der Vergiftung erholen und ihre Fettreserven auffüllen müssen. Das erscheint auf den ersten Blick nicht dramatisch, Aber auf den weiten Zugwegen kann sich das natürlich kumulieren und zu starker Verspätung führen. Viele Zugvögel rasten auf ihrem Weg aus den afrikanischen Winterquartieren auf landwirtschaftlichen Flächen und die Gefahren, dabei mit Neonicotinoiden oder ähnlich wirkenden Substanzen in Kontakt zu kommen, sind erheblich, sei es nun durch den Verzehr von gebeizten Samen, Sprühnebel oder beim Trinken, denn der Einsatz von Agrargiften ist weit verbreitet. Damit könnte neben den Verschlechterungen der Lebensverhältnisse in den Brutgebieten eine weitere Ursache für den rapiden Rückgang gerade auch der Langstreckenzieher unter den Agrarvögeln gefunden sein. Beispielhaft dafür steht das Braunkehlchen, dessen Bestand in Deutschland in den letzten 25 Jahren um 58 % zurückgegangen ist, aber auch Gartenrotschwanz und Gartengräsmücke.

Matthias Scheffler

Literatur/Quelle:

Thomas Krumenacker(2019): Agrarchemikalien bringen Zugvögel in Existenznot. FALKE 11/2019; 16-19.



Braunkehlchen, Foto: Jan Gläßer

Naturnahe Gärten im Winter

Wie sie Vögeln, Insekten und Säugetieren in der kalten Jahreszeit helfen können

Der erste Reif bedeckte bereits die Landschaft und der Schnee lässt sicher auch nicht mehr lange auf sich warten. Nicht nur für uns Menschen ist der Winter draußen ungemütlich, die Tiere kämpfen ums Überleben und suchen nach Nahrung und Überwinterungsquartieren. Durch den zunehmenden Ordnungssinn vieler Bürger in ihren Gärten kein leichtes Spiel. Deshalb möchten wir Sie anregen und inspirieren, kleine Maßnahmen für Vögel, Insekten und Säugetiere zu ergreifen.



Foto: Matthias Scheffler

Einige von Ihnen haben sicher schon Laub gefegt. Vielleicht können Sie an einem geschützten, ruhigen Ort Ihres Gartens einen **Laubhaufen anlegen**. Igel und Insekten werden es Ihnen danken. Auch **Gehölzschnitt** müssen Sie nicht restlos entsorgen – auch hier bietet es sich an, einen kleinen **Haufen zu bauen**. Vor allem Vögel verkriechen sich gern darin und suchen nach Spinnen und Käfern. In **abgestorbenen Pflanzenstängeln** überwintern Insekten, darunter einige stark gefährdete Wildbienenarten. Zudem finden Vögel auch noch Samenreste in den vertrockneten Blütenkapseln. **Schneiden** Sie diese also **erst im Frühjahr** ab. Falls Sie Obstbäume oder Beerensträucher im Garten haben, ernten Sie diese nicht vollständig. Vögel und Kleinsäuger werden es Ihnen danken. Auch **Nisthilfen** dienen Vögeln und Kleinsäufern in der kalten Jahreszeit als **Unterschlupf und Übernachtungsmöglichkeit**. Falls Sie noch Platz an Bäumen haben, bringen Sie doch 1-2 Nisthilfen an und leeren Sie sich nicht über den Winter. Die gängigste Maßnahme Wintertieren zu helfen, ist sicher die Vogelfütterung. Beobachten Sie, wer zu Ihnen ans Futterhaus kommt? Sind es Weichfresser mit ihrem länglich, spitzzulaufenden, schmalen Pinzettenschnabel, wie Rotkehlchen, Star oder Kleiber? Diese Vögel bevorzugen getrocknete Beeren, Apfelstückchen, Mehlwürmer und Rosinen. Oder Körnerfresser mit einem kräftigen, kleinen, kompakten Schnabel, wie beim Buch- und Grünfink, Kernbeißer, Stieglitz, Gimpel, Sperling oder der Meise? Diese Arten fressen Sonnenblumenkerne, Hanfsamen, Mohn, Leinsamen und Buchweizen. Auch Allesfresser, wie Eichelhäher, Dohle oder Elster besuchen die Vogelfütterung. Mit ihrem kräftigen und kantigen Schnabel, der als Multifunktionswerkzeug fungiert, öffnen Sie Eicheln,



Kernbeißer am Futterhaus, Foto: Jan Gläßer

Haselnüsse, Bucheckern und Maiskörner. Es gibt viele unterschiedliche Arten der Vogelfütterung: Meisenringe/ ~knödel, Futterspender und Futterhäuser. Achten Sie in jedem Fall darauf, dass die Futterstellen regelmäßig mit heißem Wasser gereinigt werden, um die Übertragung von Krankheiten unter den Tieren zu vermeiden. Installieren Sie die Futterquelle an einer übersichtlichen Stelle, dass sich Katzen nicht unbemerkt anschleichen können. Die Nähe von Fenstern sollte gemieden werden, da die Glasscheiben durchsichtig erscheinen und die Vögel sich verletzen oder gar zu Tode kommen können. Vermeiden Sie den Kauf von Meisenknödeln in Plastiknetzen. Hier besteht die Gefahr, dass sich die Vögel mit ihren Beinen im Netz verheddern und dadurch schwer verletzen. Vogelfutter erhalten Sie ab November im Baumarkt, Supermarkt und in Drogerien. Falls Sie sich populärwissenschaftlich engagieren wollen, nutzen Sie doch die „**Stunde der Wintervögel**“ – eine Aktion des NABU, welche vom 10.-12.01.2020 stattfindet. Mehr Informationen dazu finden Sie unter <https://www.nabu.de/tiere-und-pflanzen/aktionen-und-projekte/stunde-der-winter-voegel/mitmachen/index.html> Diese kleinen Maßnahmen bereiten wenig Mühe, aber große Freude. So wird es Ihnen gelingen, sonst scheue Wildtiere aus nächster Nähe beobachten zu können und bringt wieder ein wenig Natur in unsere technisierte Welt. Gerade Kinder und Jugendliche werden zu begeisterten Beobachtern.

Dr. Luise Eichhorn



Rotkehlchen, Foto: Jan Gläßer

Quiz

Vögel an der Winterfütterung: Testen Sie Ihre Artenkenntnisse.

Können Sie die Bilder den Vogelarten zuordnen?



Fotos: wikipedia

Zahl	Vogelart	Zahl	Vogelart
	Amsel		Seidenschwanz
	Rotkehlchen		Haussperling
	Kleiber		Bergfink
	Zaunkönig		Grünfink
	Wintergoldhähnchen		Gimpel
	Kohlmeise		Kernbeißer
	Blaumeise		Stieglitz
	Schwanzmeise		Buchfink
	Tannenmeise		Buntspecht
	Haubenmeise		Eichelhäher

- Weichfresser
- Körnerfresser
- Allesfresser

Auflösung:
Amsel-18, Rotkehlchen-17, Kleiber-1, Zaunkönig-7, Wintergoldhähnchen-9, Kohlmeise-19, Blaumeise-15, Schwanzmeise-10, Tannenmeise-6, Haubenmeise-5, Seidenschwanz-4, Haussperling-20, Bergfink-3, Grünfink-14, Gimpel-16, Kernbeißer-13, Stieglitz-12, Buchfink-11, Buntspecht-2, Eichelhäher-8

Naturverträgliche Beweidung

Ein Garant für Vielfalt

